Allgemeines Conversations-Taschenlexikon.

Oder

Real-Encyklopädie

der

für die gebildeten Stände nothwendigen Kenntnisse und Wissenschaften.

In alphabetischer Ordnung.

Dreiundfunfzigstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1831.

Salzmann.

(Beschluß.)

Ungeachtet ihm der Herzog von Gotha 4000 Thlr. zu diesem Unternehmen schenkte, und die herzogl. Regierung manche Vortheile und Freiheiten bewilligt, waren doch die Mittel, mit denen er nun an den Bau der Institutsgebäude ging, bei weitem nicht hinlänglich, und unstreitig hat seine unermüdete Thätigkeit, sein tüchtiger Verstand, der sich in dem wichtigen Fache des Haushalts bald zurecht fand, seine Ordnungsliebe und Rechtlichkeit und ein festes Vertrauen auf Gott zum Gelingen seines Werks das Beste gethan. Er fand Freunde, die ihn unterstützten und geschickte Mitarbeiter bei dem Erziehungsgeschäfte, unter denen André, welcher 1787 eine Töchteranstalt zu Schnepfenthal gründete und sie 1790 nach Gotha verlegte, dann als fürstl. salmischer Wirthschaftsrath in Mähren lebte u. später als k. würtemb. Hofrath in Stuttgart sich aufhielt (st. 1831), der nun verst. Naturforscher Bechstein, der Philolog Lenz, in der Folge Director am Gymnasium zu Nordhausen, später zu Weimar, jetzt wieder in Schnepfenthal privatisirend, Glatz, Guts Muths, der Wiederhersteller der Gymnastik und Herausg. der »Pädagogischen Bibliothek«, Weißenborn, Blasche, Ausfeld u. A. m. als pädagogische Schriftsteller und einsichtsvolle Erzieher rühmlich bekannt sind. — Das fröhliche Leben, die körperlichen Uebungen, die lachende rothe Uniform der Zöglinge, die Reisen, welche S. mit ihnen unternahm und gar gemüthlich für Kinder in mehren Bdn. zu beschreiben wußte, s. Jugendschriften, unter denen das »Moralische Elementarbuch« vorzüglichen Werth hat,

waren wohlgewählte Mittel, das Publikum zu gewinnen. Aus Deutschland, der Schweiz, England, Portugal und den nordischen Reichen wurden ihm Knaben zugesandt, und selbst 3 Prinzen (von Hessen-Philippsthal, so wie der damalige Erbgraf, jetzt regier. Fürst zu Schaumburg-Lippe) anvertraut; auch s. 1797 herausgeg. »Himmel auf Erden« wendete ihm viele Vater- und Mutterherzen zu, sodaß die Zahl s. Zöglinge 1803 bis auf 61 anwuchs. — So wurde Schnepfenthal immer blühender, da seine weise und wohlberechnete Wirthschaftlichkeit zu erhalten und auf die Vervollkommnung der Anstalt zu verwenden verstand, was das Vertrauen der Eltern ihm in die Hände legte. Seit 1788 kam aus der damals zu Schnepfenthal errichteten (jetzt nicht mehr bestehenden) Buchdruckerei, in Verbindung mit einer Buchhandlung (welche noch jetzt u. d. N.: Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, fortbesteht), s. »Thüringer Bote«, ein vielgelesenes Volksblatt, und eine Menge von Erziehungs- und Kinderschriften heraus, durch welche S. und s. Mitarbeiter mit Glück und Beifall auf zahlreiche Leser wirkten. Weil diese Mitarbeiter willig auf seine Grundsätze und Anordnungen eingingen und überdies 6 derselben, Lenz, Weißenborn, Märker und 3 Brüder Ausfeld, s. Schwiegersöhne wurden, so konnte s. Anstalt, auch nach Vergrößerung ihres Personals, ein erweiterter Familienkreis bleiben, wozu der von ihm und den Seinigen ausgehende Geist der Liebe, des Vertrauens und der Frömmigkeit sie gleich anfangs gemacht hatte. Er zog 2 seiner Söhne zu Lehrern heran, mehre seiner Töchter ertheilten selbst Unterricht, und der Zusammenhang ihrer Gatten mit dem gemeinschaftlichen Hausvater erleichterte ungemein die Erhaltung der Einheit und die Bestreitung der Kosten. So konnte S., umgeben von wohlgerathenen Kindern und dankbaren Pflegesöhnen, im Genusse des Beifalls s. Zeitgenossen, geachtet und vielwirkend als Schriftsteller, von Andern glück-

lich gepriesen werden (wenn man nämlich die Kehrseite s. Lage, z. B. die vielen Sorgen, welche die Erhaltung einer solchen Anstalt, in Verbindung mit einer starken Familie, mit sich führen mußte, den Verdruß, welcher mit dem Wechsel und der nicht immer glücklichen Wahl der jüngern Lehrer nothwendig verbunden war, die Vorurtheile von Seiten seiner Nachbarn, mit welchen er zu kämpfen hatte, u. a. Umstände in den Hintergrund stellte). Den Abend s. thätigen Lebens trübte die nach menschlichen Ansichten traurige Katastrophe, welche im ersten Jahrzehend des 19. Jahrh. über Deutschland hereinbrach. Auch auf S.'s Wirkungskreis hatte sie einen scheinbar nachtheiligen Einfluß, indem die Zahl s. Zöglinge seit 1807—9 auf 36 herabsank und sich im Vaterlande Alles so gestaltete, daß er auf kein baldiges Wachsen dieser Zahl rechnen durfte. Außerdem muß man die Ursache von der Abnahme der Frequenz der Anstalt auch in der stets zunehmenden Anzahl neuer Erziehungsinstitute in und außer Deutschland suchen. Nachdem s. würdige Frau ihm 1810 vorangegangen und s. eigne, sonst ungemein dauerhafte Gesundheit durch gichterische Uebel zerrüttet worden war, starb er für s. Glück und s. Ruhm nicht zu früh den 31. Oct. 1811 im 68. J. s. Lebens. — S. hat als Erzieher und Volksschriftsteller viel Gutes gewirkt. Klarheit der Gedanken, Faßlichkeit des Vortrags und edle Einfachheit zeichnete Alles aus, was er schrieb, und s. Belehrungen und Rathschlägen kann das Verdienst der Zweckmäßigkeit nicht abgesprochen werden, wenn auch s. durchaus praktische Richtung denen nicht immer zusagen konnte, welche die ideale Welt für das wahre Gebiet der menschlichen Geistesthätigkeit halten. S. persönliche Darstellung war ganz einfach, aber achtunggebietend; s. hohe Stirn bezeichnete den selbstständigen Denker, die würdige Haltung s. Körpers und s. patriarchalischer Anstand den Herrn und Vater einer großen Familie. Scharf und eindringend war sein Blick, schnell sein

Entschluß, ruhig und besonnen sein unermüdetes Wirken, groß s. Herrschaft über sich selbst und s. Gewalt über die kindlichen Seelen, die er schon durch Blicke und Worte zu regieren wußte. Haushälterisch ohne Eigennutz, fest und kräftig ohne Eigensinn, wohlthätig und hülfreich ohne Eitelkeit, ward er Allen, die ihn kannten, ehrwürdig durch das, was er war, wie durch das, was er leistete. Tausende, denen er Lehrer und Führer zur Tugend und echten Lebensweisheit war, segnen das Andenken seines Namens. — Sein schönes Werk, die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, besteht noch jetzt unter der Leitung seines Sohnes Karl Salzmann.

Salzsäure, eine mineralische Säure, die durch Zersetzung des Kochsalzes mittelst Vitriolöls erhalten wird. Sie ist im reinen Zustande wasserklar, stößt stechende Nebel aus und riecht unangenehm. Sie besteht aus Wasserstoff und einem einfachen Körper, den man ehedem oxydirte Salzsäure nannte. Diese oxydirte Salzsäure, besser Halogen oder Chlorine, entsteht aus der Salzsäure, sobald diese durch Berührung mit sauerstoffhaltigen Körpern ihren Wasserstoff los werden kann. Glauber stellte die gemeine Salzsäure zuerst aus dem Kochsalze dar, sie hieß auch lange Zeit nach seinem Namen, sowie der Rückstand der Destillation, bestehend aus Schwefelsäure und Soda, noch jetzt Glaubersalz genannt wird. Man findet die Salzsäure mit Basen verbunden in großer Menge in der Natur. Im Ocean in den Salzsoolen ist sie an Natrum und zum Theil an Talk gebunden; die unermeßlichen Niederlagen von Steinsalz sind ebenfalls eine Verbindung der Salzsäure mit Natrum. Endlich zeigt das salzsaure Gas sich auch in den Vulkanen. Zu den merkwürdigsten Eigenschaften der Chlorine gehört ihr Beschleunigen der Vegetation, durch das Einweichen des Samens in ein mit Chlorine vermischtes Wasser, das Begie=

ßen der Pflanzen mit einer ähnlichen Mischung u. s. w. s. Fechner's »Repertor. d. organ. Chemie« (Lpz. 1826, Bd. 1).

Salzseen (Natrumseen), 6 Seen in der westlichen Wüste des heiligen Macarius in Aegypten, sind durch Sandbänke von einander getrennt. Das Natrum wird durch Karavanen nach Aegypten gebracht.

Salzwerkskunde oder **Halurgie**, s. Gradiren, Salz.

Samariter oder **Samaritaner**, eine alte heidnische Nation, aus verschiedenen Gegenden kommend, um das durch Salmanassar entvölkerte Land Israel wieder zu bevölkern. In der jüdischen Religion zwar unterrichtet, behielten sie doch Abgötterei noch bei; daher die Feindseligkeit zwischen ihnen und den nachher aus Babylonien wieder zurückgekehrten Juden. Sie lebten unter dem Drucke der Türken zwar fort; allein ihre Zahl nahm nach und nach so ab, daß sie zu Anfange gegenwärt. Jahrh. zu Naplusa (Sichem) und Jaffa, wo es nur noch Samariter gibt, kaum noch 30 Familien ausmachten. Noch ist auch bemerkenswerth, daß dies Volk den beinahe ältesten Codex des Pentateuch besitzt und daß deshalb mit ihm von europäischen Gelehrten Unterhandlungen angeknüpft worden sind.

Samum, **Semoum** (eigentl. Gift), **Sam-Yeli**, **Samiel** rc., heißt der in ganz Mesopotamien in der Mitte des Juni bis zum 21. Sept. herrschende giftige Südwest-Wind, der, über die mit Schwefel und Harzen geschwängerten Ufer des Euphrat und Tigris wegfahrend, für Menschen und Thiere gefährlich, oft tödtend ist. Die Menschen fallen davon in Ohnmacht, werden betäubt rc. und die von demselben getödteten Körper fangen sogleich wie ein vom Blitze getödteter, an zu faulen. Er verbreitet übrigens eine ganz besondere Röthe in der Luft mit einem schwefelartigen Geruche und knisternden Geräusche. Die Araber werfen sich, sobald er kommt, platt auf den Bo-

den und hüllen sich in ihre Mäntel, um der gefährlichen Wirkung desselben zu entgehen.

Samarkand, 1) Provinz in Süd-Dschagatai oder der großen Bucharei in Asien. 2) Hauptstadt derselben und des ganzen Reichs, am Soghd; Schloß, 8000 H. 50,000 bis 70,000 E. Mohammedanische hohe Schule, Sternwarte, Seidenpapier- und Lederfabriken, Baumwollenwebereien, Handel, Bäder.

Same oder **Samen**, ist der Stoff, welcher dem Thier- und Pflanzenreiche zur Fortpflanzung dient, von sehr unter einander verschiedener äußerer Form. Jeder Same hat eine Schale von feinen Häuten, einen Kern und einen innern Keim. Alle Kerne schlucken die in der Erde befindliche Feuchtigkeit an sich, schwellen dann an und liefern dem Keim die erste Nahrung. An der Stelle, wo der Same am Fruchtboden, oder der Kapsel befestigt war, befindet sich unter der Narbe der Keim.

Sämischgerberei unterscheidet sich von der Weißgerberei nur darin, daß die mit Fett und Kalk zubereiteten Häute nicht weiter durch Alaun gegerbt werden, daher auch an vielen Orten die Weißgerber zugleich sämische Leder liefern. Sie benutzen dazu Häute von Ochsen, Kälbern, Hämmeln, vorzüglich aber von Gemsen, Hirschen, Rehen und Elenthieren. Diese werden mit Kalk gebeizt, sodann enthaart; hierauf wird ihre Narbenseite mit einem stumpfen Messer abgestoßen, und so werden sie auf 4—8 Tage nochmals in den Kalkäscher gelegt. Nachdem man sie herausgenommen, wird die Fleischseite glatt abgeschabt, nochmals auf kurze Zeit mit Kalk behandelt und sodann gehörig rein ausgewaschen und abgestrichen. Jetzt werden sie durch eine gährende Kleienbeize (aus Weizenkleie mit Sauerteig oder Hefen) weiter behandelt und darin gewalkt, damit sich aller Kalk entfernt. Nach dem Ausringen bekommen sie durch Walken mit Thran und

durch das Färben in der Braut die vollständige Zurichtung. Wenn sie nämlich durch mehrmaliges Walken im Walkstocke ihre frühere Feuchtigkeit verloren und dafür Thran eingesogen haben, legt man sie in Haufen über einander, bedeckt sie mit leinenen Tüchern und läßt sie bis zu einer, nicht zu starken, freiwilligen Erhitzung liegen. Durch dieses sogen. Färben in der Braut ziehen sie den Thran gleichförmig an und erhalten den eigenthümlichen Grad von Geschmeidigkeit. Das überflüssige Fett wird ihnen nachmals durch Aschenlauge wieder genommen. Dann werden sie vollends durch Streichen und Trocknen zugerichtet. Solche Leder haben eine gelbliche Farbe und dienen wegen ihrer Geschmeidigkeit zu Beinkleidern und Handschuhen.

Samniter, die Bewohner der ehemaligen Landschaft Samnium in Unteritalien, hatten zu Grenznachbarn die Peligner, Marser, Campaner, Lucaner und Apulier. In frühern Zeiten verbreiteten sie sich über den größten Theil jenes Landes. Die Samniter selbst stammten von den Sabinern ab, und waren ein ungemein tapferes Volk, das den Griechen, als sie sich in Unteritalien auszubreiten suchten, vor allen andern Völkern den heftigsten Widerstand leistete, und von den Römern erst nach einem blutigen, 50 Jahre daurenden Kriege zur Unterwerfung gebracht werden konnte. Dieser unter dem Namen des Samnitischen bekannte Krieg hatte folgende Veranlassung. Die Einwohner der Stadt Sidicium, ein ausonisches Volk, wurden von den Samnitern angegriffen, und diese, zu schwach sich zu vertheidigen, riefen die Campaner um Hülfe an. Als letztere nun anfingen, sich in den Streit zu mischen, verließen die Samniter ihren ersten Feind, und kehrten die Waffen gegen die Campaner, welche in zwei Hauptschlachten besiegt und selbst in ihrer Hauptstadt Capua bedrohet wurden. In dieser Noth nahmen sie im J. n. Erb. R. 411 ihre Zuflucht zu den Römern, und da diese sagten, daß sie wegen des Bündnisses mit den

Samnitern die Campaner nicht schützen könnten, so erklärten die Gesandten, daß ganz Campanien sich den Römern feierlich unterwerfe. Dies änderte die Sache. Die Römer hatten nun in Campanien ihr Eigenthum zu schützen, und somit hielten sie sich für berechtigt, die Samniter durch eine Gesandtschaft freundschaftlich ersuchen zu lassen, von einem Lande abzustehen, daß jetzt den Römern gehöre, und falls sie diese Bitte nicht stattfinden ließen, ihnen im Namen der Republik zu befehlen, daß sie die Provinz unverzüglich verlassen sollten. Doch die Samniter hörten nicht auf die Bitten der Römer, und ihr Befehl brachte sie auf; sie gaben selbst in Gegenwart der Gesandten den Befehl, Campanien zu verwüsten. Hierauf erklärten die Römer sogleich den Krieg, und schickten den Consul M. Valerius Corvus ab, Campanien zu decken, seinen Collegen, A. Cornelins Cassus Arvina aber, um die Samniter in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Valerius wurde zuerst angegriffen, und nach einer lange zweifelhaften Schlacht entschied endlich seine persönliche Tapferkeit zum Vortheil der Römer; bald nachher erfocht er noch einen zweiten Sieg über die Feinde. Sein College ließ sich von den Samnitern in einen tiefen Wald locken, aus dem nur ein einziges enges Thal führte. Schon hielten die Römer sich für verloren, als die Tapferkeit und Verschlagenheit des jungen P. Decius Mus sie nicht nur rettete, sondern ihnen auch einen glänzenden Sieg über die Feinde verschaffte. Diese wurden nun so gedemüthigt, daß sie schon im folgenden Jahre um Frieden und um ein Bündniß mit Rom baten, und beides erhielten. Während dieses Friedens gaben die Samniter den Römern Gelegenheit, das ganze Volk der Lateiner nach einem blutigen Kriege zu unterjochen, indem sie die Römer um Hülfe baten, als sie von den Lateinern und Campanern angegriffen worden waren. Doch bald darauf, um das Jahr Roms 426, begann ein neuer langer und blutiger Krieg zwischen Rom und den

Samnitern, an dem nach und nach alle Staaten in Unteritalien Theil nahmen, und der sich mit der gänzlichen Unterjochung der Samniter endigte. Die Veranlassung dazu war die Stadt Fregellä, welche an der Grenze von Samnium lag, und von den Römern sehr stark befestigt worden war. Dies empfanden die Samniter, welche jetzt wieder zu Kräften gekommen waren, sehr übel, und kündigten den Römern den Krieg an, an welchem im Jahre Roms 428 auch die Lucaner und Bruttier gegen Rom Theil nahmen. In den ersten Jahren des Krieges war das Glück meistens auf Seiten der Römer, aber da die Samniter um Frieden baten, und ihn nicht erhielten, so machten sie die besten Anstalten zur lebhaften Fortsetzung des Krieges, und ihr Feldherr Pontius schloß die ganze consularische Armee i. J. R. 433 dergestalt bei Caudium ein, daß die Consuln Frieden machen und unter dem Joche weggehen mußten. Allein der Senat in Rom genehmigte den erzwungenen, schimpflichen Frieden nicht, lieferte die Befehlshaber aus, welche ihn unterzeichnet hatten, und die neuen Consuln Q. Publilius Philo und L. Papirius Cursor rächten die erlittene Beschimpfung aufs empfindlichste, schlug sie, eroberte Luceria, und ließ die Besatzung ebenfalls unter dem Joche weggehen. So wurde nun der Krieg noch viele Jahre mit gleicher Hitze, aber zum Nachtheil der Samniter, von beiden Seiten fortgesetzt. Papirius triumphirte mehre Male über sie, und Q. Fabius Maximus Rullianus theilte mit ihm den Ruhm, sie überwunden zu haben. Das Glück Roms war jetzt um so mehr zu bewundern, da auch die Etrusker im J. R. 441 den Krieg gegen dasselbe erklärten. Da sie seinem großen Feldherrn Fabius Rullianus nicht mehr zu widerstehen vermochten, so schlossen sie im J. R. 459 ein Bündniß mit den Galliern und Umbrern, und setzten den Römern aufs äußerste mit ihren überlegenen Heeren zu. Dennoch siegten diese unter ihren Feldherrn P. Decius Mus und Fabius. Das Land der

Samniter war indessen aufs jämmerlichste verwüstet worden, und ihre meisten Städte befanden sich in den Händen der Römer; dennoch setzten sie den Krieg immer noch mit verzweifeltem Muthe fort, da nach und nach alle Völkerschaften und Städte Unteritaliens mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten. Die Stadt Tarent rief sogar den Pyrrhus aus Epirus zu Hülfe, der wirklich die Römer in zwei äußerst heftigen und blutigen Schlachten besiegte. Doch nach seiner Rückkehr aus Sicilien wurde er von dem Consul Curius Dentalus dergestalt geschlagen, daß er nach Griechenland zurückkehren mußte, und da bald darauf die Samniter nochmals durch die fürchterlichste Niederlage überwunden wurden, so mußte endlich ganz Unter- und Mittelitalien sich den Römern unterwerfen, und der schreckliche Krieg mit den Samnitern, an dem nach und nach ganz Italien Theil genommen hatte, endigte sich im J. R. 482. Im Bundesgenossenkriege waren es wieder die Samniter, welche, unter allen gegen Rom verbundenen Völkern Italiens, den Römern am meisten zu schaffen machten. Endlich schlug sie Sulla unweit Rom, und gab Befehl, keines einzigen Samniters zu schonen. Viertausend aber, welche die Waffen weggeworfen hatten, ließ er auf dem Marsfelde einsperren, und drei Tage nach der Schlacht noch von seinen Soldaten niederhauen. Dadurch sank denn endlich die Macht dieses Volks gänzlich, und es wohnte nachher bloß auf Dörfern. — Die Samniter theilten sich vornehmlich in zwei Stämme, in Samnites Caraceni, welche gegen Norden, und in Pentri, welche gegen Süden wohnten. Sie waren ehemals nicht nur eine tapfre, sondern auch eine industriöse und cultivirte Nation. Schon frühzeitig brauchten die Römer samnitische Künstler, und noch in folgenden Zeiten waren ihre Gefäße, Kleider und Westen und eine Art von Leinwand, welche sie verfertigten, berühmt. Unstreitig lernten sie viel von den Griechen. Man behauptet auch, daß sie ihre strengen

Gesetze und ihre ganze Regierungsform von diesen erhalten haben, und man gab sie in dieser Beziehung nebst den Sabinern für Nachkommen der Spartaner aus; aber dies ist nicht glaublich. Ihre Städte bildeten unter einander eine Art von föderirter Republik, waren besonders in Kriegszeiten genau mit einander verbunden, und hatten einen Feldherrn an ihrer Spitze. Strabo nennt zu seiner Zeit noch zwei samnitische Städte von Ansehen, Beneventum und Venusia; ehemals gab es aber weit mehre, z. B. Bovianum, Aufidena, Allifä, Telesia, Caudium und andere.

Samogitien, Schamaiten, litthauische Landschaft, gehört jetzt zu dem russischen Gouvernement Wilna.

Samojeden, eine Völkerschaft, deren Vorzeit in Dunkel gehüllt ist, da sie als Nomaden in rauhen Wildnissen, unbekannt mit Schrift und Zeitrechnung, das Andenken an ihre Schicksale und Helden durch Lieder aufbewahren, die nur unvollständige und höchst unsichere Aufschlüsse geben können. Als die siegenden Russen sie erreichten, waren sie schon von den Tataren aus ihren heimischen Wohnsitzen verdrängt, von ihren verwandten Stämmen getrennt und nirgends in ihrer eigenthümlichen Verfassung. Auch nach ihrer Unterwerfung hat man sie nicht näher kennen gelernt; denn noch hat kein Forscher ihre kalten und unwegsamen Wildnisse betreten. Die einzigen Fremdlinge, welche zu ihnen kommen, sind die Tributeinnehmer, die aber bloß ihr Geschäft und den Handel im Auge haben. Aehnlichkeit in Sprache, Körperbildung und Lebensweise beweist indeß die nahe Verwandtschaft der Stämme und Völker, die wir zu den samojedischen rechnen. Diese wohnen jetzt an den Küsten des Eismeers. Nowaja Semlja bewohnen sie zwar nicht, aber östlich über den Jenisei reichen die Küsten, wo sie hausen, bis zum 65. Gr. d. Br. In diesen kältesten und ödesten Gegenden des Erdbodens leben sie einzeln und sparsam zerstreut vom

weißen Meere bis fast an die Lena, also sowol in Europa als in Sibirien. Sie selbst nennen sich Nenetsch, Menschen oder Chosowo, Männer. Der Ursprung des Namens Samojeden ist zweifelhaft. Die europäischen Samojeden wurden Rußland schon 1525 zinsbar; sie wohnen in den Statthalterschaften Archangel und Wologda zwischen den Flüssen Mesen und Petschora, von andern Völkern getrennt. Die sibirischen Samojeden, östlich vom Ural, finden sich in den Statthalterschaften Tobolsk, um den Ausfluß des Ob, in ungeheuern Ländereien einzeln und zerstreut. Verwandt mit den Samojeden sind die namürischen und jeniseischen Ostjäken, die Koibalen und Tubinzen am Jenisei, die Sojoten und Mutoren am sajanischen Gebirge, die Kaimaschen am Kana und Mana, die Juraken und einige a. unbedeutende Völkerschaften.

Samos, hellenische Insel im Archipel, den Trümmern von Ephesus und dem Vorgebirge Mykale (Samßun) gegenüber, des Pythagoras Geburtsland, wie man glaubt, war im Alterthum die wichtigste und mächtigste Insel der Jonier, bekannt, seit der Tyrannis des Polykrates 566 v. Chr., in der Geschichte der Kunst und Wissenschaft durch den Dienst der Here, die hier geboren war, und als die Heimath geschickter Seeleute und unternehmender Kaufleute, die durch die Säulen des Herkules bis in die Mündung des Guadalquivir schifften. Die Flotten der reichen Samier machten sich oft den Persern furchtbar. Auf Samos verfertigte man zuerst gegossene Bilder von Bronze. Rhökos und s. Söhne Theodoros und Telekles waren Bildner zu Samos. S. verlor den letzten Schatten republikanischer Freiheit unter dem Kaiser Vespasian (70 n. Chr.). (Vgl. Panofka, »Res Samiorum«, Berl. 1822.) Im Mittelalter ward sie abwechselnd von Arabern, Venetianern, Genuesen und Türken beherrscht, bis sie unter einem Aga des Kapudan Pascha diesem tributbar wurde. Sie ist 8¼

□M. groß, sehr fruchtbar, gebirgig und hat außer der Hauptst. Kora, neben welcher das alte Samos und der Tempel der Juno (Herarum) in Trümmern liegen (jetzt die Colonnen genannt), noch 3 Städte (Vahti, Karlovasi, Furni), und jetzt, seit die Kampflust der Samier gegen die Türken die Bilder vergangener Zeiten erneuert, durch die Aufnahme vieler Geflüchteten aus Natolien, Scio, Ipsara u. a. O., an 50,000 griech. Bewohner (vorher nur 12,000). Nahe bei Samos liegt die Insel Ikaros (Nikari), von 300 Griechen bewohnt; hier stürzte der Sohn des Dädalus ins Meer. Samos griff 1821, auf die Nachricht von der Hinrichtung des Patriarchen, zu den Waffen. Man befestigte den Hafen, um von Natoliens Küste her in der schmalen Meerenge, Bougas genannt, nicht angegriffen werden zu können. Bald standen 10,000 M., in Regimenter und Compagnien getheilt, unter der Fahne des Kreuzes. Der Erzbischof erhielt die Eintracht und die Ordnung. Seitdem haben die Samier nicht aufgehört, die benachbarten Küsten Asiens, insbesondere Scalanuova, zu überfallen; ihre Kühnheit ist ebenso groß als ihr Glück. Vergebens hat sie der Kapudan Pascha mehrmals zur Unterwerfung aufgefordert. Sie verwarfen die angebotene Amnestie. Der Angriff des türkischen Admirals auf Vahti, den einzigen zugänglichen Punkt der durch steile, felsige Ufer geschützten Insel, am 16. Juli 1821, mißlang. Die griech. Flotte drängte die türkischen Transportschiffe im Canal von Samos, verbrannte einige davon am 21. und verfolgte mit ihren Brandern den Kapudan Pascha bis nach Kos. Seitdem hat sich die Kühnheit der Samier verdoppelt. Die Türken wagten erst 1824 wieder einen ernstlichen Angriff. Der Kapudan Pascha, Mehemet Pascha, hatte Ipsara genommen und wollte im Aug. auf Samos eine Landung bewerkstelligen. Allein die griech. Flotte, geführt von Miaulis, behauptete die Meerenge und schlug am 17. Aug. eine Abtheilung der türkischen

Flotte, verbrannte und zerstörte eine türk. Fregatte von 54 Kanonen, eine Corvette und eine Brigg, nebst mehren Kanonierschaluppen und Transportschiffen. Der Kapudan Pascha zog sich mit der Flotte nach Budrumi (dem alten Halikarnaß). Unter den griech. Branderführern zeichnete sich Capit. Kanaris von Ipsara aus. In dem Feldzuge von 1825 segelte der Kapudan Pascha Samos vorüber.

Samothrake, eine Insel des ägeischen Meers, unweit Lemnos, an der thrazischen Küste, der Gegend von Troja gegenüber, im Alterthume berühmt durch ihre Mysterien, deren Priester zuerst die Kabiren, dann die Dioskuren gewesen sein sollen. Die Einweihung in diese Mysterien sollte auch vor den Gefahren zur See schützen; daher schon von den Argonauten erzählt wird, sie seien auf Orpheus's Rath, der selbst ein Eingeweihter war, auf Samothrake gelandet. Auch über diesen Mysterien liegt ein geheimnißvolles Dunkel, das sich selbst auf die Namen der verehrten Gottheiten erstreckt. Daß ägyptische und phönicische Gottesdienste und Gebräuche später mit griechischen vermischt und verwechselt wurden, scheint gewiß. Später soll der samothrazische religiöse Cultus zu den Etruskern gekommen sein, jedoch mit veränderten Götternamen. Uebrigens genoß die Insel, aus Achtung für die Mysterien, auch unter der römischen Herrschaft eine gewisse Freiheit, und selbst eine Zeitlang nach Chr. Geb. noch standen jene altberühmten Mysterien in Ansehen. Ueber sie hat geschrieben Münter. s. auch Schelling, »Die Gottheiten von Samothrake«.

Sam-su ist das Lieblingsgetränk der Chinesen, welches aus Reiß abgezogen und mit einer aus Reißmehl, Süßholz, Anis und Knoblauch bereiteten Masse aufgelöst wird. Es ist dies Getränk sehr berauschend und wird für sehr nachtheilig für die Gesundheit gehalten.

Samuel, der letzte der Richter der Hebräer, Hersteller des Jehovadienstes und Befreier der Juden vom heidnischen Joche. Als

das Volk einen König verlangte, gab er ihm solchen, schränkte ihn aber besonders im Interesse des Priesterthums ein, und als König Saul ohne priesterliche Zurechtweisung regierte, stellte er ihm den Hirtenjüngling David entgegen, erlebte aber das Ende ihres Kampfes nicht.

San-Carlos (Joseph Michael de Carvagal, Herzog von), geb. zu Lima 1771, kam im 16. J. nach Spanien, ward Oberst des Infanterieregiments Majorca und begleitete die Expedition gegen Toulon als Freiwilliger. Bald darauf zum Generallieutenant und Kammerherrn ernannt, wurde er Gouverneur des Prinzen von Asturien und der Infanten. Er verlor diese Stelle, um Majordomus der Königin und 4 J. später auch des Königs zu werden. Um ihn vom Hofe zu entfernen, ernannte man ihn 1807 zum Vicekönig von Navarra; aber schon nach 3 Monaten erhielt er Befehl, sich als Gefangener nach der Citadelle von Pampelona zu begeben. Man beschuldigte ihn, dem Prinzen von Asturien gerathen zu haben, daß er nach dem Tode Karls IV. die Königin alles Einflusses berauben und den Günstling Godoi zur Rechenschaft ziehen solle. Zwar wurde S.-C. bald in Freiheit gesetzt, doch verwies man ihn 60 Stunden von der Hauptstadt. Nach der Abdankung Karls IV. wurde er von Ferdinand zum Oberhofmeister und Mitglied des Staatsraths ernannt, begleitete auch den König auf der Reise nach Bayonne und hatte hier mehre Unterredungen mit Napoleon. 1808 ward ihm erlaubt, den König Ferdinand nach Valençay zu begleiten; doch bald rief man ihn nach Paris, weil sein Einfluß auf Ferdinand Besorgniß erregte. Von hier wurde er nach Lons-le-Saulnier verwiesen, da s. mit den Gesandten von Rußland, Oestreich und Preußen angeknüpften Verbindungen Napoleon gefährlich schienen. S.-C. benutzte seine Muße, um Geschichte und Staatswissenschaften, Botanik und die schönen Künste zu studiren. Als Napoleon sich entschloß, dem König Ferdinand den spanischen Thron zu-

rückzugeben, berief er S.-C. nach Paris, wo dieser (8. Dec. 1813) einen Tractat unterzeichnete, den er nach Madrid überbrachte, um ihn von der Regentschaft und den Cortes realisiren zu lassen. Aber die Regentschaft verwarf den Vertrag, weil Spanien keinen Frieden mit Frankreich ohne Englands Zustimmung abschließen durfte. Noch ehe der Herzog diesen Beschluß nach Valençay überbrachte, hatte Napoleon dem König und den Prinzen von Spanien die Rückkehr ohne Bedingung gestattet. Sie erhielten die Pässe den 7. März 1814. König Ferdinand ertheilte hierauf dem Herzog von San-Carlos den Orden des goldenen Vließes und ernannte ihn zum Minister-Staatssecretair. Als solcher suchte der Herzog Ordnung in die öffentliche Verwaltung zu bringen; er stellte die St.-Karlsbank wieder her, befahl die Wiedereinsetzung der Akademie, sorgte für die Aufnahme der botanischen Gärten und schlug dem Könige die Gründung des Museo Ferdonando vor. Auch schloß er mit dem engl. Gesandten, Sir Henry Wellesley, am 5. Jul. 1814 einen Vertrag ab, nach welchem Spanien seinen Unterthanen den Negersklavenhandel mit fremden Colonien verbot. Doch bald erregte die Gunst, in welcher der Herzog bei dem König stand, Eifersucht; die Zahl seiner Feinde wuchs mit der allgemeinen Unzufriedenheit: da foderte und erhielt der Herzog seine Entlassung. Indeß behielt er doch das Ministerium des königl. Hauses bis 1815, wo Ferdinand den Befehl an den Herzog, sich auf seine Güter nach Estremadura zu begeben, mit schmeichelnden Zusicherungen seiner Achtung begleitete; aber schon am nächsten Morgen wurde er zum Gesandten in Wien ernannt. Hier blieb er bis 1817 und ging dann in gleicher Eigenschaft nach London. In Folge der letzten Ereignisse in Spanien begab sich San-Carlos nach Lucca, wo ihn der Herzog Karl Ludwig zu seinem bevollmächtigten Minister am franz.

Hofe ernannte. Dann ward er kön. spanischer Staatsrath und außerord. Gesandter in Paris.

San=Marino, s. Marino.

Sanct=Gallen, 1) Canton im östlichen Helvetien, zwischen dem Bodensee, Tyrol, Graubünden, Glarus, Schwyz, Zürich und Thurgau; 35¼ QM. groß, mit 147,400 Ew.; umschließt den Canton Appenzell und ist im S. sehr gebirgig. Die höchsten Berge sind der Säntis und der über der Fläche des Rheins 4330 Fuß hohe Kamar. Von den Flüssen sind der Rhein, die Seetz, die Linth, Sitter, Tamina, Thur, der Neckar und Steinach die größten. — Der Boden=, Zürcher= und Wallenstädter=See. Mühlen= und Sandsteinbrüche, Torfstiche, Viehzucht, Obst=, Getreide= und Weinbau, Wollen=, Baumwollen= und Seidenzeugweben, Bleichen, Färbereien und Handel. — Der große Rath aus 150 Personen hat die höchste Gewalt, der kleine Rath aus 9 Mitgliedern des großen die vollziehende Gewalt und den Gesetzvorschlag. Der Canton stellt 2630 Mann zum Bundesheere und zahlt 39,450 Schweizerfranken. Er besteht aus 8 Bezirken: St. Gallen, Rorschach, Gossau, Untertoggenburg, Obertoggenburg, Rheinthal, Sargans und Uznach. 2) Bisthum, umfaßt Graubünden und St. Gallen. Der Bischof wechselt mit dem Sitz in Chur und St. Gallen, und hat in beiden Städten Domkapitel. 3) Hauptstadt des Cantons, an der Steinach; 1378 H. 9000 Ew. Wollen=, Leinen= und Baumwollenmanufakturen, Kattundruckerei, Bleichen, Seidenflorweben, Handel mit baumwollenen Waaren, akademisches Lyceum, Bibliothek, Münz= und Naturaliensammlungen, Zeughaus.

Sanct=Helena, Insel (15° 55′ S. B., 6½ QM.), ward am 22. Mai (dem Namenstage der h. Helena) 1508 von den Portugiesen entdeckt und nach dieser Heiligen benannt. Damals war sie unbewohnt; man fand nur einige Schildkröten und Seevögel darauf.

Die Portugiesen versetzten vierfüßige Thiere und Geflügel dahin, machten Anpflanzungen und säeten mancherlei Sämereien aus, legten aber keine Niederlassungen an, sondern bauten nur eine kleine Kirche in dem sogenannten Capellenthale. Sie ward gegen 1600 von den Holländern zerstört, die sogar die in der Umgegend gepflanzten Bäume fällten. Zu verschiedenen Malen ließen sich Europäer auf dieser Insel nieder, wurden aber immer wieder vertrieben. Endlich setzten sich die Holländer darauf fest, verpflanzten neue Thiere dahin und säeten neue Getreidearten aus. 1650 erhielt die engl.-ostindische Compagnie diese Insel von den Holländern gegen Abtretung des Vorgebirges der guten Hoffnung und legte daselbst 1660 eine Niederlassung an. Die Holländer nahmen sie zwar 1673 durch Ueberrumpelung, aber im nämlichen Jahre eroberten die Engländer sie von neuem und bauten das Fort St.-James. Seit dieser Zeit blieb sie in ihren Händen. Die aus Ostindien nach Europa zurückkehrenden (nicht aber wegen der Passatwinde die nach Ostindien hinfahrenden) Schiffe finden hier auf halbem Wege den besten Erfrischungsort. Man pflegt die Reise von St.-Helena nach England in 8—10 Wochen zu machen, während man umgekehrt auf einer ganz andern und längern Linie schiffen muß. Das Klima dieser Insel ist schön: der heiterste Himmel, der sich nur in der kühlen Jahreszeit des Jul. und Aug. zuweilen bewölkt; kein andrer Wind, als der erfrischende, beständige Ostpassat, und weder Orkane noch Erdbeben oder irgend eine Naturerschütterung der tropischen Zone. Auch weiß man hier nichts von der gefährlichen Nachtluft, die in dieser Zone oft tödtlich wird. Es regnet sehr selten, jedoch verliert die Luft, welche immer durch den Passatwind abgekühlt wird, dadurch nicht an ihrer Güte; Pflanzen und Thiere dagegen leiden sehr dabei. Diese Felseninsel, deren schroffe Küsten eine 800—1200 Fuß hohe Mauer bilden und nur Einen Landungsort darbieten, ist nach und

nach mit einer gegen $1\frac{1}{2}$ Fuß dicken fruchtbaren Dammerde bedeckt worden, die eine üppige Vegetation erzeugt. Das Mehl kommt aus England; in bösen Jahren ißt man Yams, Ignamen und Pataten statt des Brotes. Es gibt wenig Pferde, aber viele Ziegen, Rindvieh, Schafe, Schweine, Kaninchen, Perlhühner, wohlschmeckende Schildkröten und eine Menge von Fischen. Das süße Wasser ist gut und sehr gesund, vorzüglich im Capellenthale, wo mehre schöne Quellen von der Höhe herab sich mit dem Hauptbache vereinigen. Die Ostindienfahrer bringen eine Menge von Waaren nach St.-Helena, und man findet die Kaufmannsläden mit ostindischen und europäischen Waaren reichlich versehen, aber wegen der Menge des umlaufenden Geldes steht Alles in ungeheurem Preise, und es ist in St.-Helena Alles 4 Mal theurer als in London selbst. Die Insel hat 5000 E. Mit Ausschluß der Compagniebeamten lebt hier Alles von der Landwirthschaft und dem Schiffverkehr. So bringen die Einw. 9 Monate des Jahres auf ihren Landgütern im Innern der Insel zu und kommen nur zur Zeit der Ostindienfahrer (Febr. bis April) in die einzige vorhandene Stadt St.-Jamestown. Diese liegt im Hintergrunde einer herrlichen Bai in einem schmalen, sich sanft erhebenden Thale, das ungefähr eine Viertelstunde lang und auf beiden Seiten mit hohen Bergen eingefaßt ist. Das Ganze besteht aus 3—4 gepflasterten Straßen. Die Häuser haben platte Dächer, Galerien u. s. w. St.-Helena ist gegen feindliche Landungen nicht bloß durch die hohen Felsen und die heftige Brandung gesichert, sondern es sind auch auf den vornehmsten Punkten Batterien und Bollwerke angelegt. Die Schiffe können nur in der St.-Jamesbai mit Sicherheit ankern, indem sie hier allein vor Stürmen und Windstößen gedeckt sind. Man trifft auf der Insel keine Fahrstraßen, sondern nur Feldwege, auf denen kleine mit Ochsen bespannte Karren fortkommen können, die man

zu Fortschaffung größerer Lasten benutzt. Napoleon starb hier den 5. Mai 1821.

Sanction (pragmatische), (Sanctio pragmatica), eig. bei den Römern ein Rescript des Kaisers (nach gehaltenem Rathe mit den Ministern und Räthen, die pragmatici hießen) auf ein von einer Gemeinheit an ihn gerichtetes Gesuch, worin er dasselbe entweder bewilligte oder abschlug. — In Deutschland heißt die pragmatische Sanction die in historischer und staatsrechtlicher Hinsicht merkwürdige, von Kaiser Karl VI zum Vortheile seiner weiblichen Descendenz gemachte Verfügung, kraft deren, im Fall er ohne männliche Nachkommen versterben würde, in seinen gesammten östreichischen Staaten künftig auch unter seinen Prinzessinnen das Recht der Erstgeburt gelten sollte rc. Die Benennung erhielt sie daher, weil ihr Urheber nach vielen großen Anstrengungen den Beitritt sowohl der wichtigsten Interessenten, als auch die Garantie der größten Monarchen dafür zu erhalten wußte. (Vgl. d. Art. Maria Theresia.)

Sanct-Jakob (Schlacht bei), unweit Basel, am 26. Aug. 1444. (s. Schweizerische Eidgenossenschaft.) Zum Andenken an die hier Gefallenen veranlaßte der Pfarrer Marcus Lutz in Läufelfingen (Vf. einer »Histor. Darstellung« dieser Begebenheit, 1824, 4.) die Errichtung eines Denkmals, das am 26. Aug. 1824 eingeweiht wurde.

Sanct-Petersburg, s. Petersburg.

Sand, s. Sandstein.

Sand (Karl Ludwig), der als Kotzebue's Mörder einen traurigen Ruf erlangt hat, war 1795 zu Wunsiedel geboren. Von seinem Vater (preuß. Justizrath) sorgfältig erzogen, ging er aufs Gymnasium nach Regensburg, dann nach Tübingen, wo er Theologie studirte, und bei dem erneuerten Kriege gegen Frankreich im J. 1815, wie viele sei-

ner Commilitonen, die Waffen ergriff, dann aber, nach hergestelltem Frieden, seine Studien zu Erlangen fortsetzte. Fleiß, gutes Betragen und Biedersinn werden ihm allgemein bezeugt; nur sein Hang zur düstern Schwärmerei wuchs immer mehr und ward (besonders da einer seiner liebsten Freunde beim Baden ertrank, ohne ihn retten zu können) zum Tiefsinn. Seit Mich. 1817 studirte er nun zu Jena, wo sein Haß gegen Kotzebue, der sich damals wegen seiner politischen Angebereien den Unwillen und die Verachtung aller rechtlichen Menschen zuzog, immer tiefer Wurzel schlug. Seine Liebe fürs Vaterland, für dessen furchtbarsten Feind er Kotzebue ansah, steigerte seine Schwärmerei, und so faßte er den Entschluß, ihn aus dem Wege zu schaffen. Im März 1819 verließ er Jena und traf den 23. in Mannheim ein, begab sich Nachmittags um 5 Uhr in Kotzebue's Behausung, ließ sich bei ihm melden, überreichte ihm ein Papier, und während dieser es las, durchbohrte er ihn mit einem Dolche, verließ darauf das Haus und stieß sich auf der Straße den Dolch selbst in die Brust. Er wurde von der Wunde unter schmerzhaften Operationen wieder hergestellt, und da er die That mit aller Ruhe und Standhaftigkeit und mit der Behauptung, Kotzebue's Ermordung sei für Deutschlands Gesammtwohl nothwendig gewesen, eingestand, so ward er zur Hinrichtung mit dem Schwerte verurtheilt und diese auch den 20. Mai 1820 vollzogen.

Sandale, bei den Griechen, bes. den Damen, eine Art Pantoffelsohle, die bloß in den Zimmern angelegt und womit sehr großer Luxus getrieben wurde; die vornehmen Damen hatten ihre besondern Pantoffel-Trägerinnen. — Dann heißt auch noch in der Schiffersprache **Sandale** eine Art Fahrzeug auf dem mittelländischen Meere, welches dazu dient, die großen Schiffe zu entlasten; Lichter. — **Sandalien** sind daher auch eine Art Socken, mit Gold und Perlen ge-

stickt, welche vornehmere Geistliche der Katholiken bei gewissen feierlichen Gelegenheiten tragen.

Sandarach (Sandrach), ein helles, blaßgelbes Harz, das in warmen Ländern aus den großen Wachholder- oder Cederbäumen herausfließt, sobald man die Rinde aufritzt. Es ist durchsichtig und trocken, aber, wenn man es verbrennt, von eindringendem, lieblichem Geruche; es wird theils zum Räucherpulver, theils zum Firniß, zum Planiren ꝛc. gebraucht. Im Bergbau heißt jedes gummöse Mineral Sandarach.

Sandelholz (santalum album), ein besonders in Ostindien häufiges Holz, gleicht im Aeußern dem Nußbaum und hat eine kirschartige Frucht. Die rothe Holzgattung wird zerstoßen und zum Färben gebraucht und ist sehr gemein. Die gelbe und weiße haben Arzneikräfte und einen angenehmen Geruch; der gelbe schwitzt, auf Kohlen gelegt, einen Gummi aus.

Sander (Sandart, Zander, perca lucioperca), ist ein Fisch, der sich in den Seen und Flüssen Holsteins, in einigen Sandgegenden und in der Mark Brandenburg, ebenfalls in einigen Flüssen und Seen mit Sandgrund zahlreich bei einander aufhält, wie der bisweilen sehr reiche Fang bei Eisfischereien beweist. Er ist ein sehr gefräßiger Raubfisch, wird wohl eine Elle lang, ist überall sehr theuer, auch in jeder Jahreszeit gesund. Hamburg und Berlin verbrauchen davon die meisten. Er hat weiße Augen, harte rauhe Schuppen, graublaue Floßfedern, einen grüngrauen Rücken und weißen Bauch mit schwarzen Flecken. Da ihn in Holstein nur drei Seen besitzen und der hohe Preis dieses Fisches Versetzungen junger Brut anräth, welche bisher mißlangen, so möchte Güterverbesserern mit Seen auf Sandboden angerathen werden, hierin Versuche zu machen, da der im glücklichen Fall zu ziehende Gewinn ansehnlich ist. Ungeachtet viele Seen in

Holstein ꝛc. mit einander communiciren, so verläßt dennoch dieser Fisch seine Lieblingsplätze nicht. Ihn bei der Teichfischerei statt junger Hechte in die Teiche zu setzen, hat man verabsäumt.

Sander (Laevin Christian), geb. 1756 zu Itzehoe, war anfangs einer der Philantropinlehrer in Dessau und starb 1819 in Kopenhagen als Secretair der Generalwegbaucommission. Seine Studien betrafen besonders die Echtheit der Asalehre, die nordische Mythologie und die dänischen Heldenlieder. Mit allem diesen suchte er Deutschland bekannt zu machen, und war zugleich auch in deutscher Sprache Dichter.

Sandeman (Robert), ein Schüler des Joh. Glaß und Aeltester der zu den schottischen Dissenters gehörenden Gemeinde der Glassiten, die nach ihm Sandemanianer genannt werden. Er starb 1772 in England, wo seine Secte weniger Eingang gefunden hat als in Schottland.

Sandifort (Eduard), Professor zu Leyden, Nachfolger des berühmten Anatomen B. S. Albin, glänzt in demselben Fache mit verdientem Ruhme. Sein wichtigstes und für alle Zeiten brauchbares Werk ist s. »Beschreibung der anatomischen Sammlung zu Leyden« (»Museum anatomicum academiae Lugduno-Batavae,« Leyden 1793, Fol., 2 Bde., mit 136 großen und trefflich ausgeführten Kpfn.), die sich an Albin's »Beschreibungen des Ruysch'schen und des eignen Präparatencabinets« anschließt. Es ist am meisten für pathologische Anatomie wichtig, ebensowie s. »Observationes anatomico-pathologicae« (Leyd. 1778, 4 Bde., 4.) u. die Fortsetz. derselben: »Exercitationes anatomico-academicae« (Leyd. 1783—85, 2 Bde., 4.). Alle diese Werke enthalten jedoch auch wichtige Arbeiten für die physiologische Anatomie. Außerdem gab er heraus: »Thesaurus dissertationum, programmatum aliorumque opusculorum ad om-

nem medicinam facientium« (Rotterdam 1768, 1769, 4.), eine schätzbare Sammlung in 3 Bdn., mit Kpfrn.

Sandoni (Francesca), geb. Cuzzoni, geb. zu Parma um 1700, eine der berühmtesten Sängerinnen, welche nur die »goldene Leier« genannt wurde. In London, wo sie 4 Jahre lang ungetheilten Beifall erntete, aber eben dadurch eigensinnig und halsstarrig gegen Händel ward, faßte sie dieser einst, bei ähnlicher Laune, mit den Worten: »Ich weiß, daß Sie ein Teufel sind, aber ich will Ihnen zeigen, daß ich Beelzebub sein kann,« beim Leibe und schwur, sie augenblicklich zum Fenster hinaus zu werfen, wenn sie ihm nicht gehorchte. Von Stund an trat er nun auch auf die Seite der berühmten Faustina Hasse, ihrer stärksten Nebenbuhlerin. Sie ging dann 1729 nach Wien, wurde aber, da sie nicht mehr als 24,000 Gulden jährl. Gehalt forderte, nicht angenommen, gerieth hierauf, Schulden halber, ins Gefängniß und starb endlich in drückender Armuth zu Bologna 1770.

Sandschak (türkisch, ein Roßschweif), bedeutet im türkischen Heere einen Unterbefehlshaber, der als Ehrenzeichen nur einen Roßschweif führt, während die Paschas 2—3 haben. In der Regel sind auch die Sandschaks Statthalter kleinerer Landesbezirke, welche nach ihnen **Sandschiakate** (Sandschakschaften) genannt werden, und deren 3—4 ein Paschalik ausmachen.

Sandrart, 1) (Joachim v.), geb. zu Frankfurt 1606, war Maler und Kupferstecher mit der Nadel und dem Grabstichel. Als fleißiger Künstler hat er viele Denkmäler s. Malerkunst in Deutschland, Frankreich, Flandern, England und Italien hinterlassen. Was ihn jedoch noch gegenwärtig in dankbarem Andenken erhält, ist die von ihm herausgegebene große »Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst,« in deutscher und lateinischer Sprache in zwei Foliobänden,

welche späterhin mit den neuesten Bereicherungen durch den Dr. Volkmann in 8 Folianten abermals aufgelegt wurde. S. st. 1688 zu Nürnberg. — 2) (Jakob v.), Sohn des Vorigen, geb. zu Frankfurt a. M. im J. 1630, st. 1708. Nachdem er seine Kunst in Amsterdam und Danzig erlernt, ließ er sich in Nürnberg nieder und legte daselbst einen bedeutenden Kupferstichhandel an. Mit einer ganz eignen Gewandtheit hat dieser fleißige Künstler an 400 Portraits geliefert. — 3) (Joh. Jakob v.), Sohn Jakobs, aus Regensburg, geb. 1655, st. zu Nürnberg 1698, 10 Jahre vor s. Vater; ein Maler, Zeichner und Stecher mit der Radirnadel und dem Stichel, denn er lieferte zu den von seinem Großonkel herausgegebenen Kunstwerken eine große Menge Blätter von geschmackvoller Ausführung.

Sandstein heißt jedes aus zusammengekitteten Sandkörnern gebildete (regenerirte) Gestein von körniger Structur im Kleinen, und Schichtenstructur im Großen. Rücksichtlich s. Masse muß man die Substanz der Körner und jene des Cämentes oder Bindemittels, rücksichtlich s. Textur vorzüglich die Größe der Körner und das Mengenverhältniß derselben zum Cäment berücksichtigen. Da Quarzkörner in den meisten Sandsteinen vorherrschen, so unterscheidet man nach der Beschaffenheit des Cämentes: Kieselsandstein, Thonsandstein, Kalksandstein und Eisensandstein.

Sandwichinseln (Sandwicharchipel), Gruppe von 11 Inseln: Owaji, Maui, Tahurawa, Rannai, Marotai, Oahu, Tauai, Niihau, Morotinne, Orehua u. Tahura in Australien, zwischen 18° 54′ und 22° 15′ N. Br., von denen die beiden letzten nur kahle Felsen sind; 316 bis 320 QM. groß, mit 130,000 bis 150,000 E. Das Land ist sehr fruchtbar an Brotfrüchten, Yams, Kokosnüssen, Zuckerrohr, Bananen, Pisangs, Sandelholz, Papiermaulbeerbäumen. Die Insulaner verfertigen Zeuge von Maulbeerbaumrinden, Matten, Netze

und andere Sachen, haben die christliche Religion angenommen und stehen unter einem Oberhaupte und unter Stammhäuptern; doch haben die christlichen Missionaire, welche hier europäische Bildung einführten, sehr großen Einfluß. Schifffahrt, Handel mit Europäern, Nordamerikanern und Asiaten. Der König der Inseln wohnt in Hanaruro auf der Insel Oahu. Zu dem Sandwich-Archipel werden noch die beiden nordwestlich liegenden kleinen Eilande: Bird-Island und Isle-Necker gezählt.

Sanhedrin (syrisch) oder Synedrium (griech.), Rathsversammlung, hieß das höchste geistliche und weltliche Gericht der Juden, welches sie, nachdem ihre Hasmonäischen oder Makkabäischen Priesterfürsten durch die Römer verdrängt worden waren, zur Entscheidung ihrer innern Streitigkeiten und Angelegenheiten errichteten. Es bestand, unter dem Vorsitze des Hohenpriesters, aus 71 Beisitzern aus den Ständen der Priester, Aeltesten und Ausleger des Gesetzes (Schriftgelehrten), die im N. Test. gewöhnlich die Glieder des hohen Rathes oder die Obersten genannt werden. Außer diesem hohen Rathe, der in Jerusalem seinen Wohnsitz hatte, gab es kleinere aus denselben Ständen zusammengesetzte Synedrien oder Untergerichte in den Landstädten. In Jerusalem selbst waren 2 solche Untergerichte. Durch die römischen Procuratoren ward diese Nationalbehörde auf die Angelegenheiten der Religion und die Schlichtung derjenigen Händel, welche die Beobachtung des mosaischen Gesetzes betrafen, eingeschränkt, und durfte auch in Sachen dieser Art die Todesstrafe nicht eigenmächtig verhängen. Nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer ward sie mit mit dem jüdischen Staate selbst aufgelöst. Das von Napoleon 1806 zu Paris zusammenberufene große Synedrium war nur eine vorübergehende Maßregel, um die bürgerlichen Verhältnisse der Juden im franz. Reiche zu ordnen.

Sannazaro (Jacopo), ein berühmter ital. Dichter, geb. 1458 zu Neapel. Seine Poesien zogen ihm die Gunst Königs Ferdinand, sowie dessen Sohnes, Friedrich, zu, der ihm auch eine schöne Villa schenkte und einen Jahrgehalt von 600 Dukaten aussetzte. Diesem seinen Wohlthäter, welcher in der Folge auf den Thron Verzicht leisten mußte, folgte er in die Verbannung nach Frankreich und kehrte erst nach dessen Tode nach Neapel zurück, wo er 1530 sein Leben beschloß. Seine Sonette und Canzonen in italienischer, noch mehr aber seine Gedichte in lateinischer Sprache (z. B. das »de partu Virginis«), besonders auch das lobpreisende Epigramm auf Venedig, wofür ihm der Senat 600 Dukaten verehrte, haben ihm einen bedeutenden Ruf verschafft.

Sansculotte (ein Mensch, der keine Beinkleider hat), war ein Spottname, den in der franz. Revolution die aristokratische Partei der patriotischen beilegte. Es ging damit wie mit dem Spottnamen gueux in den niederländischen Unruhen unter Philipp II., aus welchem der Ehrenname Geusen gestempelt wurde. Eine Zeitlang war es nämlich in Frankreich guter Ton, für einen Sansculotten zu gelten.

Sanskrit- od. Samskrit- (die vollkommene), auch Deva-Negara (die göttliche), heißt die heilige und geheime Sprache der Braminen in Hindostan, in welcher ihre Religionsbücher, Vedams oder Vedas, abgefaßt sind und welche Niemand als ein Bramine lesen darf. Sie ist eine der ältesten und reichhaltigsten (sie zählt 50 Buchstaben) und hat viel zusammengesetzte Wörter von beinahe 20 Sylben; in ihr finden sich auch die Wurzeln der meisten oriental. und occidental. Sprachen. Den größten Ruhm um das Studium derselben haben sich Jones und Wilkins, sowie nach diesen Wilson und Hamilton, endlich auch in der neuern Zeit Franc. Bopp (»Lehrgebäud der Sanskritsprache,« Berl. 1825) erworben; sowie denn auch die asiati-

sche Gesellschaft und das orientalische Collegium von Fort William zu Calcutta den größten Vorschub zur Beförderung der Herausgabe von Sanskritwerken durch sehr ansehnliche Summen geleistet hat.

Sanssouci, ein k. preuß. Lustschloß, auf einem Hügel vor dem brandenburger Thore von Potsdam, wo Friedrich der Gr. sich am liebsten aufhielt, daher er auch der Weise von Sanssouci genannt wird. Das Schloß hat nur ein Stockwerk und ist klein, aber von herrlicher Bauart und im Innern vortrefflich ausgeziert. In dem runden Marmorsaale bewundert man die Säulen, die Malereien und den nach florentinischer Art mit Blumenwerk ausgelegten Fußboden. Man hat von dem Schlosse aus eine reizende Aussicht über die Stadt und ihre Umgebungen. Vorwärts erblickt man den Weinberg mit s. 6 Terassen, deren jede 12 Stufen und die besten Weinstöcke unter Glasfenstern hat. Am Fuße des Berges ist ein Lustgarten. Merkwürdig sind auch die beiden Pavillons zur rechten u. linken, die Orangerie und die Bildergallerie. Aus dem Lustgarten geht man in den Park, wo ein japanisches Haus zur Linken der Hauptallee steht. Zu beiden Seiten der steinernen Brücke sind schöne Tempel, deren einer die kostbare königl. Sammlung von geschnittenen Steinen und Alterthümern aus den Verlassenschaften des Barons von Stosch und des Cardinals Polignac enthält. Das neue Schloß oder der neue Palast, welchen Friedrich der Gr. nach dem hubertsburger Frieden erbauen ließ, ist äußerst schön, prächtig und geschmackvoll. An dem ganzen Gebäude sind keine andern als Fensterthüren, die mit den übrigen Fenstern einerlei Gestalt haben, sodaß die Eingänge und Treppen nicht ins Auge fallen. König Friedrich Wilhelm II. erbaute noch das sogenannte Marmorpalais im neuen Garten und nahm zu demselben die Säulen einer Colonade in Sanssouci.

Santander (S.-Andero), 1) spanische Provinz im König=

reich Alt-Castilien, Landschaft Burgos; 82½ QM. groß, mit 187,800 Ew. 2) Stadt und Festung in der Provinz, am biscayischen Meere; 870 H. 10,100 Ew., mit 4 Forts geschützter Hafen, Schifffahrtsschule, Bisthum, Zuckerraffinerien, Anker-, Tau-, Leder- u. Fayancefabriken, Schiffswerfte, Handel.

Santerre, ein zur Zeit der franz. Revolution sich öfters auszeichnender, begüterter Bürger zu Paris, in der Vorstadt St. Antoine, wo er eine Menge des niedrigsten Pöbels an sich zu ziehen und ganz zu lenken wußte; er half die Bastille mit erobern, drang auch 1792 ins königl. Schloß und stieg, immer zur herrschenden Partei sich haltend, bis zum Generalcommandanten der pariser Bürger-Miliz; ja, er erhielt in der Folge ein Commando gegen die Vendeer, gegen welche er mit 14,000 Mann marschirte, aber hier nichts als häufiges Unglück hatte. Er kam auch nachher, 1794, zu Arrest, ward aber wieder frei und kehrte nun zu seinem frühern Geschäft (Bierbrauer) zurück.

Santorin (St. Erini, Degirmenlik, Thera), Südkykladen-Insel im griechischen Archipel, westlich von Nanfi; 3½ QM. groß, mit 12,000 E.; besteht aus Asche und Bimsstein, ist aber fruchtbar an Wein, Feigen, Mandeln, Baumwolle u. a. Um sie liegen einige kleine vulkanische Inseln. Die Hauptstadt ist Aponormia.

Sapanholz, ein ostindisches Rothholz von verschiedener Gattung, das bald dunkelroth, bald gelbroth ist und zum Färben gebraucht wird.

Sappe. 1) Die Art und Weise, in der Nähe einer belagerten Festung die Laufgräben zu führen. a) Flüchtige Sappe, die Linie wird mit leeren Schanzkörben besetzt und hinter jeden derselben ein Arbeiter gestellt, der ihn mit Erde füllt. b) Halbe Sappe, die Schanzkörbe werden aufgestellt und hernach einer nach dem andern mit Erde gefüllt. c) Ganze Sappe, hierbei wird ein Schanz-

korb nach dem andern gesetzt und gefüllt. 2) Die nach der angegebenen Art verfertigten Laufgräben. a) Einfache Sappe, hier ist der Graben nur an einer Seite mit Schanzkörben besetzt. b) Doppelte Sappe, der Graben ist auf zwei Seiten mit Schanzkörben besetzt. c) Bedeckte Sappe, die doppelte Sappe ist oben bedeckt.

Sapphir oder Korund. Dieser Edelstein findet sich theils krystallisirt in Rhomboëdern oder in spitzen 6seitigen Pyramiden, theils in Körnern; er ist farblos oder blau, roth, grün, gelb und braun, oft sehr lebhaft gefärbt, durchsichtig, glasglänzend, zuweilen mit 6strahlig sternförmigem Lichtscheine oder opalisirend. Der Bruch ist muschlich bis uneben, die Härte nach der des Diamants die höchste im Mineralreiche, das specif. Gewicht = 4. 0. Er besteht aus reiner Thonerde. Die als Edelstein brauchbaren Abänderungen finden sich im Sande einiger Flüsse Ostindiens und Ceylons, ferner zu Hohenstein in Sachsen, Bilin in Böhmen, Expailly in Frankreich. Die Steinschleifer unterscheiden nach der Farbe: den orientalischen Rubin, cochenill- und carmoisinroth; orientalischen Topas, gelb; orientalischen Amethyst, violet; orientalischen Smaragd, grün; männlichen Sapphir, rein und lebhaft blau; weiblichen S., blaßblau; Luchssapphir, schwärzlichblau; Girasolen, die opalisirenden, und Sternsapphire, die mit sternförmigem Lichtscheine. Am meisten werden die Rubine geschätzt, nach ihnen die rein blauen, dann die violetten, gelben und endlich die farblosen Sapphire. Sehr schöne Rubine bezahlt man oft viel theurer als farbige Diamanten von gleichem Gewichte, auch steigt ihr Preis in einem noch raschern Verhältnisse, während schon die blauen Abänderungen im Preise jederzeit tief unter dem Diamante stehen. Durch ungleiche und zweierlei Farben, Wolken und trübe Stellen wird der Werth der Steine sehr verringert. Man schleift die Sapphire theils als Brillanten und Rosetten, die opalisirenden und Stern-

sapphire **en cabochon.** Die kleinen Steine endlich, sowie die trüben und mißfarbigen Varietäten werden zum Graviren, oder in Pulverform als Schmirgel zum Schleifen und Poliren anderer Edelsteine benutzt. Für Rubine werden bisweilen fälschlich rothe Varietäten von Spinell, Granat, Hyazinth, auch geglühete Amethyste u. Topase verkauft.

Sappho, eine berühmte lyrische Dichterin, aus Mitylene auf Lesbos gebürtig, eine Tochter des Scamandronymus und Zeitgenossin des Dichters Alcäus. Alcäus liebte sie, und erklärte ihr diese seine Leidenschaft; aber des Alcäus Liebe war ihr, wie es scheint, zu sinnlich, oder sie war sonst in einem Anfall von übler Laune, kurz sie gab ihm eine abschlägliche Antwort. Sie war an einen gewissen Cercolas verheirathet, von dem sie eine Tochter, Kleis, gebar. Nach dem Tode ihres Gatten widmete sie sich ganz den Wissenschaften und der Dichtkunst, und suchte auch ihren Landsmänninmen Geschmack dafür einzuflößen. Viele derselben überließen sich ihrer Führung, und sogar Ausländerinnen wurden ihre Schülerinnen. Vorzüglich werden drei derselben genannt: Anagora aus Milet, Gorgila aus Kolophon und Eunica aus Salamin. In Gesellschaft derselben ließ sie sich bei allen öffentlichen Festen hören. Beseelt von der den Griechen eignen Reizbarkeit, liebte sie ihre Schülerinnen mit einer Zärtlichkeit, die das Gepräge der heftigsten Leidenschaft trug. Man verstand ihr Feuer unrecht und hielt dies für eine strafbare Leidenschaft, was vielleicht ebenso rein war, als die Begeisterung, worin der Anblick schöner Knaben den Sokrates versetzte. Viele vornehme Frauen in Mitylene fühlten sich durch die Vorzüge der Sappho gedemüthigt, und suchten sich dafür durch gehässige Verläumdungen zu rächen. Diese wurden von denjenigen ihrer Schülerinnen bestätigt, welche sich dadurch für gekränkt hielten, daß sie weniger von der Dichterin geliebt wurden.

Sie vertheidigte sich mit Spöttereien, und erbitterte ihre Widersacher dadurch nur noch mehr. Nun klagte sie über Verfolgungen, und das war in den Augen ihrer Feinde ein neues Verbrechen. So wurde sie endlich genöthigt, die Flucht zu ergreifen, und suchte eine Freistätte in Sicilien, wo in der Folge ihr eine Bildsäule von der Hand des berühmten Silanion errichtet wurde. Sappho war äußerst gefühlvoll, und eben diese Empfindsamkeit machte sie unglücklich. Sie warf ihre Liebe auf den Phaon, aber dieser verließ sie, und Nichts vermochte ihn, in ihre Arme zurückzubringen. Aus Verzweiflung darüber, stürzte sie sich von dem berühmten Leucadischen Felsen, und endigte ihr Leben in den Fluthen. — Keiner Dichterin Griechenlands waren die Musen so hold, als der Sappho. Sie schrieb Hymnen, Oden, Elegien und eine Menge anderer Gedichte, meistens in selbst erfundenen Sylbenmaßen, welche andere Dichter unter dem Namen der Sapphischen Versmaße nachahmten. Sie bereicherte die Sprache mit neuen glücklichen Ausdrücken, wußte jedes Wort ihrem Gegenstande anzupassen, nahm zu ihren Gemälden die schönsten und wirksamsten Farben, und wußte sie aufs glücklichste zu nüanciren. Auch das Mechanische ihres Versbaues war so harmonisch, daß das zarteste Ohr kaum einen Anstoß finden konnte, daß die Anmuth u. Weichheit ihrer Verse selbst noch die eines Anakreon und Simonides übertraf. Schilderte sie die Reize und Entzückungen der Liebe, so riß die Gewalt ihres Geistes Alles mit sich fort. Sie war nicht mehr die Sterbliche, sie war von einer himmlischen Gottheit begeistert. Eine Empfindung drängte die andere, und alle Symptome dieser Leidenschaft traten wie beseelt, wie persönliche Wesen, vor dem Leser auf, um in seiner Seele die stärksten Erschütterungen hervorzubringen. Sappho sang ihre Lieder zu dem Barbiton, ihrem Lieblingsinstrumente, und zwar in der mixolydischen Tonart, weil sie vielleicht von Natur eine hohe

Stimme hatte. Aristoxenus und Plutarch geben sie daher auch für Erfinderin dieser Tonart aus. Nach Athenäus soll sie ein Instrument, Pectis genannt, sowie auch das Plectrum erfunden haben. Von den Gedichten der Sappho werden bei den Alten erwähnt: 1) *Μελῶν λυρικῶν* **libr. IX.**, meistens verliebten Inhalts, daher sie auch von Einigen unter dem Titel: »*ἐρωτικὰ*« angeführt werden. Unter ihnen befanden sich auch *ᾠδαὶ ἐπιθαλάμιοι*, Hochzeitgesänge. 2) *Ἐλεγεῖα.* Zu ihnen gehört wahrscheinlich das Gedicht an den Phaon, das Ovid in seinen Heroiden lateinisch ausgedrückt hat. 3) *Ὕμνοι*; sie gehörten vielleicht mit zu den 9 Büchern lyrischer Gedichte. 4) *Ἐπιγράμματα*, von denen noch zwei in der Aethologie übrig sind. 5) *Σκόλιον* über den Admet, von Einigen dem Alcäus, von Andern dem Praxilla und Pindar zugeschrieben. Das Wenige, was noch von den Gedichten der Sappho übrig ist, findet man bei den Ausgaben des Anakreon. Besonders sind die vorhandenen Fragmente von Christ. Wolf, Hamburg 1733, 4. herausgegeben worden. Folgendes Versmaß, das alte und neue Dichter angenommen haben, führt noch jetzt ihren Namen.

– ◡ – – –, ◡ ◡ – ◡ – ◡
– ◡ – – –, ◡ ◡ – ◡ – ◡
– ◡ – – –, ◡ ◡ – ◡ – ◡
– ◡ ◡ – ◡

Sara (**Sahara**, arab. die Wüste) heißt vorzugsweise die größte Sandwüste der Erde, 60,000 QM., welche sich in Afrika von der Westküste, zwischen dem Staate von Marokko und dem Senegalflusse, gegen O. durch ganz Afrika bis Aegypten und zum Theil durch Nubien bis ans rothe Meer erstreckt; das alte Libyen war ein Theil

davon. Nur hin und wieder finden sich in diesem Sandmeere Quellen und fruchtbare Plätze, die Inseln-gleichen, von denen 20 bewohnt sind. Berbern und gegen den Senegal hin maurische Stämme treiben hier Handel mit Salz und Gummi.

Sarabanda, ein kleines für den Tanz eingerichtetes Tonstück von ungeradem ($\frac{3}{4}$- oder $\frac{3}{8}$-) Takt, bestehend aus 2 Theilen, deren jeder gemeiniglich 8 Takte hat, von langsamer, ernster Bewegung. Sie rührt aus Spanien her, wo sie vormals mit Castagnetten getanzt wurde, aber heutzutage, sowie bei uns, außer Gebrauch ist.

Saracenen, Morgenländer, nannten sich die Araber in Europa, da der Name Araber, Abendländer, den sie in Asien führen, in Europa nicht paßte.

Saragossa (span. Zaragoza), von einer Colonie des Augustus Caesar Augusta oder Caesarea genannt, befestigte Hauptstadt der spanischen Provinz Aragonien, am Einflusse des Gallego und Guerva in den Ebro und unweit des Kaiser-Kanals; Schloß Aljuferia, 4700 H. 40,000 Ew. Universität, Oekonomie-, Handels- u. Zeichenschulen, Akademie der schönen Künste, Bisthum, Bibliotheken, Wollendecken- u. Seidenzeugmanufakturen, Strumpfweben, Papier-, Saiten- und Hutfabriken, Weinbau, Handel. — Saragossa hat große Berühmtheit erlangt durch den begeisterten Muth, mit welchem ihre Einw. unter Palafox den erfahrensten Feldherrn Napoleons in 2 Belagerungen (1808 u. 1809) den entschlossensten Widerstand leisteten: ein Muth, der an die Zeiten der alten Numantia und Sagunts erinnert. Als die Franzosen im Mai 1808 Meister von Madrid waren, führte der Generallieut. Guillermi in Saragossa den Oberbefehl. Guillermi, der beim Volk keines Vertrauens genoß, ward als Staatsgefangener in das Schloß Aljuferia gebracht und Generallieut. Mori zum Oberbefehlshaber ernannt. Hierauf bemächtigte sich das Volk des

Zeughauses, Mori versammelte eine Junta, das Volk aber erklärte sich sofort gegen die Franzosen und sperrte die in Saragossa anwesenden in die Citadelle. Nun ersuchte Mori den General Palafox nach Saragossa zu kommen. Kaum hatte er im Kriegsrathe s. Sitz eingenommen, so zwang das Volk den Kriegsrath, ihn zum Generalcapitain zu ernennen, und ganz Aragonien erkannte ihn als Statthalter an. Mit unglaublicher Thätigkeit wurden Waffen geschmiedet und Pulver bereitet. Spanische Regimenter in Pampeluna und Madrid lösten sich auf und eilten nach Saragossa; so auch die Lehrer der Kriegsschule von Alcala. Jetzt rückte der franz. General Lefebre-Desnouettes gegen Saragossa vor. Er schlug am 16. Juni die Truppen, die ihm Palafox entgegenstellte. Nun verschanzten sich die Einwohner, und binnen 24 Stunden war die bisher offene Stadt vor einem Ueberfalle gesichert. Saragossa ward eingeschlossen. Erst nach mehreren Angriffen erstürmten die Franzosen 2 Klöster und den Monte Terrero, die außerhalb der Stadt lagen. Der Feind stürmte hierauf, jedoch ohne Erfolg, mehrere Thore. Tägliche Ausfälle und der kleine Krieg mit den Bauern störten s. Belagerungsarbeiten; auch erhielt die Stadt (2. Aug.) eine Verstärkung. Aber an demf. Tage flog der Pulverspeicher am Cosso in die Luft, und den 3. Aug. nahm die Beschießung des Platzes ihren Anfang. Schon den 4. Aug. drangen die Franzosen durch die Sturmlücken in das Kloster S.-Engracia ein, und der Häuserkrieg begann mitten in der Stadt; zugleich Plünderung, Mord und Brand. Endlich behauptete sich der Feind auf der einen Seite des Cosso; auf der entgegengesetzten fochten die Aragonier mit Erbitterung. Priester feuerten durch Gelübde und Beifall den Muth an zum Todeskamfe. Weiber pflegten die Verwundeten. Sie traten wohl auch in die Reihen der Streiter. Man rief zur heil. Jungfrau vom Pfeiler. Diesem Heiligthum, das man schützen wollte,

verdankte man die Rettung der Stadt. Der Feind konnte sich vom 4.—14. Aug. nur 4 Häuser bemächtigen. Doch die Flucht Josephs aus Madrid, der Rückzug des franz. Heeres auf Vittoria und das Anrücken der Heerschar von Valencia zum Entsatze der Stadt nöthigten den General Verdier, welcher an Lefebre's Stelle getreten war, die Belagerung in der Nacht vom 15. Aug. aufzuheben. Die Franzosen warfen ihr schweres Geschütz in den Kanal und zogen eilig ab. Das Volk jauchzte freudetrunken: Es lebe U. L. Frau vom Pfeiler und der General Palafox!. 4 Monate später nahm die zweite noch merkwürdigere Belagerung ihren Anfang. Palafox regierte jetzt in Aragonien mit unumschränkter Gewalt; aber das Volk riß ihn auch oft zu blutigen Maßregeln hin. Während der Feind in Bayonne und Pampeluna neue Heermassen gegen Saragossa ausrüstete, fing man hier erst im Sept. (1808) an, die Stadt zu befestigen. Die Zeit war zu kurz, um neue Werke kunstmäßig anzulegen. Man schuf Köster in Citadellen um, besserte die alte Mauer aus, legte Schulte wehre an, baute Schanzen, zog Umpfählungen und einen 15 Fuß tiefen und 21 F. breiten Graben um die Stadtmauer rc. Zugleich versah man viele Häuser mit Schießscharten und zog in den wichtigsten Straßen Querwälle (Traversen). Jede zusammenhängende Häuserreihe ward zu einer Schanze. In dem Platze befanden sich überhaupt 160 Feuerschlünde; bei einem hinreichenden Vorrath von Salpeter bereitete man nur täglich das nöthige Pulver, damit kein Speicher wieder aufflöge. Lebensmittel waren zwar für 15,000 M. auf 6 Monate angeschafft, ohne die Vorräthe der Einw. und der Klöster, jedoch trat Mangel ein, als sich, nach der Niederlage der Spanier bei Tudela (23. Nov.), die Siechhäuser der Stadt mit Verwundeten füllten und aus den zerstreuten Soldaten Palafox, nebst der 15,000 M. starken Besatzung, ein Heer von beinahe 30,000 M. ge=

bildet hatte. Unterdessen ging das Belagerungszeug des Feindes von Tudela den Kanal herab. Den 20. Dec. 1808 erschien das an 30,000 M. starke Belagerungsheer, von Moncey und Mortier geführt, vor dem Platze. . Schon den 21. Dec. beschossen die Franzosen den Monte Torrero, drangen stürmend ein und zwangen die Besatzung mit Verlust sich in die Stadt zu werfen. Die Angriffe aber, welche General Gazan auf die Batterie beim Thurm del Arzobispo in der Vorstadt unternahm, wurden abgeschlagen. Der Feind entschloß sich daher zu einem regelmäßigen Angriffe, und s. Arbeiten rückten auf 3 Punkten der Stadt näher. Daher fing schon den 9. Jan. das Feuer aus 8 Breschebatterien gegen S.-Joseph und zugleich die Beschießung des Platzes an. Jenes Kloster stürzte bald zusammen und ward den 13. erstürmt. Nun begann der Krieg gegen die Häuser. Er dauerte 23 Tage. Die Einw. drängten sich in den Kellern in der Mitte der Stadt zusammen. Bis zum 21. Jan. war des Feindes 3. Paralelle gegen das Kloster S.-Engracia vollendet; doch gelang es den Belagerten, in einem Ausfalle das Geschütz desselben zu vernageln. Allein bis zum 27. Jan. hatten 50 Feuerschlünde 3 große Sturmlücken geöffnet, durch die der Feind eindrang; indeß konnte er sich nur in den Wallöffnungen und einigen eingeschlossenen Häusern behaupten. Die Aragonier thaten ihm auf allen Seiten Abbruch. Im Rücken sammelten sich bewaffnete Bauern, um seine Verbindung mit Pampeluna abzuschneiden und die Zufuhr zu hindern. Daher war oft großer Mangel im Lager. Doch stieg auch in der Stadt die Noth immer höher. An der Seuche starben täglich mehre hundert Personen; es fehlte an Decken und Heilmitteln, an gesunder Nahrung: so ging schnell die leichteste Wunde in Brand über. Ja zuletzt fehlte der Boden, um die Todten zu begraben. Gleichwol verwarf Palafox jede Aufforderung des Marschalls Lannes, der an 22. Jan. den Oberbefehl

des Belagerungsheeres übernommen hatte. Mit den Worten: »**Hasta la ultima tapia!**« (bis zur letzten Lehmwand) verließ Palafox den Kriegsrath. Wer sich beklagte, war verdächtig, und die Strafe erfolgte sofort auf die Anklage. — Unterdessen dauerte der Häuserkrieg Tag und Nacht fort. Man kämpfte um jede Scheidewand. Zwei kleine Häuser von einem Stockwerke wurden erst nach zweitägigem Kampfe vom Feinde erobert. Oft, wenn man von den Kellern bis unter das Dach, und vom Dache bis in den Keller sich vergeblich geschlagen, sprengte endlich der eine oder der andre Theil die Häuser in die Luft, um sich auf den Trümmern zu behaupten. Gewöhnlich hatte der Feind bei jedem Hause dreifachen Widerstand zu brechen. Den ersten, um einzudringen, den zweiten von Stockwerk zu Stockwerk, vom Keller bis auf das Dach, den dritten, um das Haus zu sprengen und die Trümmer zu besetzen. In dem unterirdischen Kriege richteten jedoch die Franzosen mehr aus, da es den Belagerten an geschickten Minenarbeitern fehlte. Die Spanier zündeten, wenn aller Widerstand vergeblich war, das Haus an; deshalb überzogen sie die Wände mit Theer. So konnte der Feind erst den 7. Febr. seinen Angriff gegen den Mittelpunkt der Stadt richten. Der Kampf entbrannte jetzt heftiger als je, unter und über der Erde. Zwar behauptete sich der Feind am 12. Febr. auf den Trümmern des Klosters San-Francisco und einigen a. Punkten; allein 2 Mal vergeblich suchte er durch Stollenbau diese Straße zu durchbrechen. Die Belagerten führten mit Erfolg Gegenminen; in einem dritten Stollen stießen beide Theile auf einander. Man schlug sich in dem Stollen mit Säbel und Bayonnet; und der Feind mußte selbst seinen Bau zerstören. Endlich gelang es ihm bis zum 17. durch Minen einen Theil des Universitätsgebäudes zu stürzen. Aber auch hier noch, unter einstürzenden Mauern und brennenden Balken, kämpften selbst

die Kranken mit Wuth gegen den anstürmenden Feind. Fieberkranke übernahmen die Wachtposten, wo sie saßen, bis der Anfall der Krankheit sie ergriff. In einem Hause hatte der Feind das Erdgeschoß erobert; die Spanier vertheidigten den ersten Stock; eine Mine warf die Wandmauer um, und der Fußboden stürzte mit 12 Spaniern auf die Feinde herab. Beide Theile wurden unter den Trümmern begraben. — Den 18. bemächtigte sich der Feind der eingeschlossenen Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro. Dies entschied den Fall der Stadt. Denn nun war auch diese Seite des Platzes dem feindlichen Feuer bloßgestellt. Die Franzosen waren Meister von einem Dritttheile der Ringmauer und von dem vierten Theile des Grund und Bodens, ungerechnet die Vorstadt. Sie hatten 13 Kirchen oder Klöster erobert; 40 waren noch zu nehmen. Binnen 42 Tagen waren 16,000 Bomben in die Stadt gefallen. Schon trieb der Feind 6 neue Stollen quer unter dem Cosso durch. Die Belagerten hatten kaum noch 9000 M. dienstfähige Leute; es gab keine Siechhäuser, keine Heilmittel mehr für die Kranken. Palafox lag seit 4 Wochen krank in einem kleinen Keller. Eine gänzliche Erschöpfung nöthigte ihn, den Oberbefehl an den General St.-Marc abzutreten. Unterdessen hatte der Feind in jedem der 6 Stollen Minen angebracht, mit 3000 Pf. Pulver gefüllt. Mit einem Schlage sollten sie am folgenden Tage springen und die Häuser auf der andern Seite des Cosso zertrümmern. Das Feuer hörte den 20. um 4 Uhr Abends auf, da man jetzt Unterhandlungen anknüpfte. Lannes verlangte unbedingte Ergebung. Endlich kam man über einen ehrenvollen Vertrag überein, dem jedoch Ferdinands VII. Name nicht vorgesetzt werden durfte. Die Abgeordneten selbst hatten es nicht gewagt, mit dieser Capitulation in die Stadt zurückzukehren, wo ein wilder Haufe nichts von Uebergabe hören wollte. Ueber 54,000 Menschen, wovon der 4. Theil Soldaten, wa-

ren binnen 60 Tagen umgekommen, davon jedoch kaum 6000 durch das feindliche Feuer. Am Tage der Uebergabe lagen 6000 Todte unbegraben vor den Kirchen und auf den Straßen, oder in den Schanzgräben.

Sarbiewski (Matthäus Kasimir), Sarbievius, aus Sarbiewo in der Woiwodschaft Plozk, geb. 1595, Jesuit und kön. Hofpred. zu Warschau, st. 1640, berühmt als ein geistvoller Lyriker und Epigrammatist in lat. Sprache. Seine »Poemata« gab Leisner (Breslau 1753), dann Rathsmann lat. und deutsch (Breslau 1800) heraus. Ueber sein Leben und seine Schriften schrieb Langbein (Dresden 1754, 4.).

Sardachat, eine Art Achat, der sich von anderen durch bleichröthe, einem Sarder gleiche, Flecken oder Adern unterscheidet.

Sardanapal oder Tonoskonkoleros (der biblische Esar-Haddon?), der letzte König des ältern assyrischen Reichs. Er wird als ein äußerst weibischer, der Schwelgerei ergebener Fürst geschildert, der um die Regierung sich nicht bekümmerte, sondern seine Zeit in dem Serail mit seinen Weibern vertändelte. Die Folge davon war, daß seine Statthalter sich gegen ihn empörten. Diesen Entschluß faßte zuerst der Babylonier Belesis, des Sardanapals Feldherr, welcher den Meder Arbaces beredete, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Beide suchten sich nun in die Gunst des Volks und der niedern Statthalterschaft zu setzen. Sodann brachten sie eine Armee von 400,000 Mann zusammen, welche aus Medern, Persern und Babyloniern bestand. Als Sardanapal von dieser Empörung hörte, beschloß er, sie sogleich im Entstehen zu unterdrücken, und brachte aus den ihm treugebliebenen Provinzen eine vielleicht noch stärkere Armee auf die Beine, rückte damit den Aufrührern entgegen, und schlug sie völlig in die Flucht. Sardanapal setzte nun einen hohen Preis auf die beiden

Hauptrebellen, Belesis und Arbaces; da ihn aber Niemand verdienen wollte, und die Empörer aufs neue ins Feld rückten, so lieferte er ihnen eine zweite Schlacht, die eben so glücklich für ihn ausfiel. Nun würden die Empörer sich gewiß unterworfen haben, wenn nicht Belesis ihnen neuen Muth gemacht und seine Erfahrung in Wahrsagerkünsten angewandt hätte, um ihnen endlich doch einen vollständigen Sieg zu versprechen. Sie wagten also eine dritte Schlacht, aber mit nicht mehr Glück. Belesis indessen versprach ihnen, wenn sie nur noch 5 Tage aushalten würden, daß die Götter ihnen binnen der Zeit eine unerwartete Hülfe schicken würden. Wirklich kam am Ende der 5 Tage die Nachricht, daß eine starke Armee im Anzuge wäre, welche dem Könige von Bactrien zugeschickt werden sollte. An diese schickte Arbaces sogleich Abgeordnete, und beredete sie glücklich, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Sardanapal, der nach 3 Siegen sich ganz außer Gefahr glaubte, hatte seine alte Lebensart wieder angefangen, und war gerade beschäftigt, sein siegreiches Heer mit einem prächtigen Gastmale zu bewirthen, als die Empörer ihn in der Nacht überfielen, das Lager eroberten, und die Armee bis unter die Mauern von Ninive jagten. Sardanapal beschloß nun, die Vertheidigung der Hauptstadt selbst zu übernehmen, und übergab das Commando der Armee seinem Schwager Salamenus. Dieser wurde zweimal geschlagen, er selbst zuletzt getödtet und das Heer theils niedergehauen, theils in den Fluß getrieben, der die Stadt umgab. Sardanapal wurde nun in derselben belagert, aber, im Vertrauen auf eine alte Prophezeiung, daß Ninive nicht eher eingenommen werden könnte, als bis es den Fluß zum Feinde bekäme, verlor er den Muth nicht, und da die Feinde die Belagerungskunst nicht verstanden, und kein Mangel an Lebensmitteln in der Stadt war; so dauerte die Belagerung wirklich zwei ganze Jahre, ohne daß noch eine Aussicht zu einem glücklichen Erfolge

da zu sein schien. Im dritten Jahre schwoll jedoch der Fluß so an, daß ein Theil der Mauern einstürzte. Nun sah Sardanapal jene unglückliche Weissagung erfüllt, gab alle Hoffnung zur Rettung auf, und um nicht dem Feinde in die Hände zu fallen, ließ er im innern Hofe seines Palastes einen Scheiterhaufen aufführen, thürmte alle seine Schätze in demselben auf, verschloß sich mit seinen Verschnittenen und Weibern in ein innerhalb angebrachtes Gemach, ließ das Ganze anzünden, und verbrannte sich so mit allem, was er hatte. Auf die Nachricht davon, drangen die Empörer in die Stadt ein, zerstörten sie, begegneten aber den Einwohnern mit vieler Güte. Das assyrische Reich war nun vernichtet, und die Hauptanführer der Rebellen theilten sich in dasselbe, und errichteten besondere Reiche. Den Tod Sardanapals setzte man in das 823ste Jahr vör Chr. G. Die von ihm erzählte Geschichte, worin besonders der weibische Charakter Sardanapals seiner gegen die Aufrührer bewiesenen Tapferkeit widerspricht, wird von Diodor angeführt, der vielleicht den Ktesias als Quelle benutzt hat. In der Hauptsache mag sie gegründet sein, die Nebenumstände aber sind unstreitig Ausschmückungen der Sage. Regenten, wie Sardanapal gewesen sein soll, sind in den asiatischen Reichen die gewöhnlichen, und auf ähnliche Art, wie das assyrische, sind die meisten derselben zu Grunde gegangen. Was bei Athenäus von den ungeheuren Reichthümern erzählt wird, die Sardanapal mit sich habe vernichten lassen, ist dem Geschmacke des Orients gemäß erdichtet.

Sardes, auch **Sardis**, die ehemalige Hauptstadt des Königreichs Lydien und die Residenz des bekannten Krösus, am Flusse Pactolus, in der Nähe des Berges Tmolus gelegen. Ihr Ursprung fällt in die frühesten Zeiten, denn schon 700 Jahr vor Chr. G. zeichnete sie sich als eine angesehene Stadt und als Residenz der lydischen Könige aus. Nach der Vernichtung des lydischen Reichs durch Cy=

rus ward Sardes die Hauptstadt der lydischen Satrapie und die Schatzkammer der kleinasiatischen Einkünfte. Auch die altpersischen Könige hielten sich hier auf, wenn sie in Vorderasien waren. Sie lag in einer außerordentlich fruchtbaren Ebene am Flusse Mäander, scheint aber bis in den Anfang der persischen Eroberung eben keine prächtige Stadt gewesen zu sein; denn nach Herodot waren die Häuser größtentheils von Rohr, oder doch damit gedeckt; indessen hatte sie nach Arrian eine Burg, die durch ihre Lage und eine dreifache Mauer fest war, und worin sich stets eine persische Besatzung befand. Bei der Empörung der Jonier unter Darius Hystaspis wurde sie durch Feuer verwüstet, nachher aber wieder aufgebauet, und von jetzt an wird sie als eine prächtige Stadt geschildert. Ein Theil von Sardes führte den Namen Asia, und die Lyder rühmten sich dabei, daß sie dem ganzen Erdtheil den Namen gegeben hätten. So wie durch Lydien überhaupt alle asiatische Waaren passiren mußten, die nach Europa verführt werden sollten; so war besonders Sardes der Ort, wo Griechen, Phrygier und selbst die entferntern nomadischen Völker zusammenflossen und ihre Waaren austauschten. Besonders war hier ein Hauptmarkt des Sklavenhandels, von wo aus die Harems der persischen Großen mit Verschnittenen versehen wurden; denn das Geschäft des Verstümmelns scheint hier gleichsam fabrikmäßig getrieben worden zu sein. Nachdem sie in spätern Zeiten durch ein schreckliches Erdbeben ganz war verwüstet worden, ließ sie der Kaiser Tiber wieder herstellen, und sie blieb noch lange eine ansehnliche Stadt. Jetzt ist es ein geringes Dorf in Natolien, Sard oder Sards genannt, wo wenig Türken und sehr arme Griechen wohnen, die sich mit Viehzucht beschäftigen und weder Kirche noch Priester haben. Von der ehemaligen Pracht der Stadt zeugen die ansehnlichen Trümmer, welche Reisende noch daselbst finden.

Sardinien, 1) Staaten des Königs von Sardinien, europäisches Königreich, besteht aus dem festen Lande in Italien, aus der Insel Sardinien und aus dem Eilande Capraja; zusammen 1363⅞ QM. groß, mit 4,727,000 E. Das Festland grenzt nördlich an Helvetien, östlich an das österreichische Italien und Parma, südlich an das mittelländische Meer, westlich an Frankreich, und besteht aus den Herzogthümern: Savoyen, Genua, Montferrat, einem Theile von Mailand, dem Fürstenthume Piemont und der Grafschaft Nizza, zusammen 923¾ QM. groß, mit 3,655 000 Einw. Das Land ist größtentheils gebirgig; darin die Seealpen, die Cottischen, Penniscḧen, Grajischen oder grauen, und die Lepontinischen Alpen mit dem 14,976 Fuß hohen Montblanc, und im südlichen Theile die Apenninen mit der Bocchetta; ferner die Flüsse: Po, Tanaro, Trebia, beide Doria Sesia, Agogna, Isère, Var und einige Küstenflüsse. Bergbau auf Silber, Eisen, Blei, Kupfer, Marmor, Steinkohlen; Getreide-, Reiß-, Oliven-, Obst- und Südfrüchtebau, Viehzucht, Seidenbau, Fabriken und Manufacturen in Seidenwaaren, Baumwollenstrümpfen, Hüten, Papier, Pergament, Seife, wohlriechenden Wassern, Eisen- und Kupferwaaren, Glas und Handel mit Seide, Seidenwaaren, Reiß und Oel. Die Monarchie ist auf dem Festlande unumschränkt, auf der Insel aber sind Reichsstände vorhanden. Die Staatseinkünfte betragen 21¾ Mill. Gulden und die Staatsschulden an 60 Millionen Gulden. Das Heer besteht aus 28,000 Mann, die Seemacht aus 8 Fregatten und mehreren kleinen Schiffen. Das Festland ist in die 8 Provinzen: Turin, Cuneo, Alessandria, Novara, Aosta, Savoyen, Nizza und Genua abgetheilt. Die Hauptstatt ist Turin. Unter sardinischem Schutze steht das Fürstenthum Monaco. — (Gesch.) Der Anfangspunkt dieser Monarchie ist das Alpenland Savoyen. Dieses Bruchstück zertrümmerter Staa-

ten (des alten Königreichs Burgund, der fränkischen Monarchie, des Königreichs Italien unter den Karolingern; und des Königreichs Arelat) gewann seine Selbständigkeit im Anfange des 11. Jahrh. durch den Grafen Berthold, einen Abkömmling des Grafen v. St.-Maurice im walliser Lande, den der letzte König von Arelat, Rudolph III., um 1016 zum Grafen von Savoyen gesetzt hatte. Er ist wahrscheinlich der Stammvater der folgenden Grafen und nachherigen Herzoge von Savoyen. Sein Sohn, Graf Humbert I., erhielt vom Kaiser Konrad II. (1032), als Arelat an Deutschland gefallen war, die Herrschaft Chablais. Seitdem erwuchs das Land nach und nach zu einer Monarchie. Die Grafen von Savoyen erweiterten nämlich ihr Gebiet und ihre politischen Vorrechte, theils durch Vermählungen, z. B. mit der Erbgräfin von Susa 1050, welche einen Theil von Piemont (Susa, Aosta und Turin) dem Hause Savoyen zubrachte, theils durch ihr kluges Anschließen, im Kampfe der Guelfen und Ghibellinen, an ihren Oberlehnsherrn, den König der Deutschen, wodurch sie neue Titel (den reichsgräfl. 1111) und Fürstenlehne, auch mit dem Reichsvicariate in der Lombardei eine gewisse Gewalt über die Reichsvasallen unter der Geistlichkeit und dem Adel erwarben, theils durch Kauf- und Tauschverträge, theils in der Folge durch eine nach Zeit und Umständen immer wechselnde, oft gewinnreiche Politik, die zwischen den sich bekriegenden Staaten: Frankreich, Oestreich und Spanien, hin- und herschwankte. Durch die Vermählung Herzog Ludwigs mit Anna von Lusignan, einer Tochter des Königs Janus von Cypern (1438), und durch das Testament der verwitweten Königin Charlotte von Cypern, die ihren Neffen, den Herzog Karl I. von Savoyen, 1482 zum Erben von Cypern einsetzte, erhielt das Haus Savoyen Ansprüche auf Cypern, welche Veranlassung gaben, daß die Könige von Sardinien sich späterhin auch Könige von Cypern und Jerusalem nannten, letzteres

wegen der Ansprüche des Hauses Lusignan auf das Königreich Jerusalem. — In der Geschichte des Staats selbst sind 2 Zeiträume zu trennen. I. Von der ersten Befestigung desselben 1383 durch das Testament des Grafen Amadeus VI., welches die Untheilbarkeit der Länder und die Vererbung derselben nach dem Erstgeburtsrecht zu Grundgesetzen erhob, bis zur Erwerbung des Königthums und zu dem Eintritt der sardinischen Monarchie in die europäische Staatenordnung, nach dem utrechter Frieden, 1720. In dieser Zeit erwarb das Haus Savoyen u. A. die Grafschaft Nizza 1390, und Graf Amadeus VIII. erhielt 1416 vom Kaiser Sigmund den herzogl. Titel; dagegen verlor er unter Karl III. in den Kriegen zwischen dem Kaiser Karl V. und dem Könige Franz I. von Frankreich, in der Mitte des 16. Jahrh. das walliser Land und Genf, welche sich unter den Schutz der Schweiz begaben; ferner das Waadtland, welches von Bern in Besitz genommen wurde. Karls III. Sohn, der von den Franzosen aus seinen Staaten vertriebene Herzog Philibert Emanuel (st. 1580), zeichnete sich als Philipp II. von Spanien Feldherr im Kriege gegen Frankreich so aus, daß er durch den Frieden zu Chateau-Cambresis 1559 Savoyen und Piemont wieder erhielt. Unterdessen hatte sich der Protestantismus in seinen Staaten ausgebreitet. Auf Zureden des Papstes wollte Herzog Philipp die Protestanten, unter denen sich seit alten Zeiten viele Waldenser (s. d.) befanden, mit Gewalt bekehren; allein er ward in den Gebirgen mehrmals von ihnen geschlagen (in einer Schlacht verlor er 7000 M.) und mußte ihnen endlich die freie Religionsübung einräumen. Uebrigens ermunterte er den Gewerbfleiß seiner Unterthanen, die vorhin träge und unthätig waren; besonders legte er durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen den Grund zu dem jetzigen großen Seidenbau. Auch ließ er mehrere Festungen anlegen und baute die Citadelle von Turin. Durch Tausch brachte er 1476 das Fürstenthum

Oneglia und durch Kauf die Grafschaft Tenda an sein Haus. Im span. Erbfolgekriege erwarb Herzog Victor Amadeus II. ein Stück von Mailand (Alessandria, Val di Sesia u. s. w.) als Reichslehn, und das Herzogthum Montferrat, das ursprünglich (im 12. Jahrh.) ein deutsches Markgrafenthum gewesen war und schon 1631 durch Erbrecht an Piemont hätte fallen sollen. Hierzu gab ihm noch der utrechter Friede 1713 Sicilien mit dem Königstitel; doch mußte er 1720 für Sicilien Sardinien annehmen. — Die II. Periode, von 1720 bis jetzt, begreift 3 denkwürdige Zeitabschnitte. 1) Die 43jähr. Regierung des als Feldherrn und Regenten gleich ausgezeichneten Königs Karl Emanuel III. (von 1730 — 73), welcher 1735 im wiener Frieden, als Frankreichs und Spaniens Bundesgenosse gegen Oestreich, ein zweites Stück von Mailand (Tortona und Novara) als Reichslehn, dann im östreich. Erbfolgekriege, durch den Vertrag zu Worms 1743, noch ein drittes Stück von Mailand (Anghiera, Vigevanasco u. s. w.) ebenfalls als Reichslehn erwarb. 1762 war er Friedensvermittler zwischen Frankreich und England. Durch die kluge Verwaltung des Innern gelangten seine Länder zu großem Wohlstande, und das neue Gesetzbuch von 1770, das »Corpus Carolinum«, ist noch jetzt ein Denkmal seiner ruhmvollen Regierung. Auch in dem Zwiste mit dem Papste wußte Karl Emanuel die Rechte der Staatsgewalt nach dem Concordate von 1726, bestätigt von Benedict XIV. 1742, zu behaupten, indem er alle geistliche Stellen besetzte, die Geistlichkeit besteuerte und die päpstl. Bullen seiner Bestätigung unterwarf. — 2) Die unglücklichen Regierungen des Sohnes Victor Amadeus III. (st. 1796) und des Enkels des Vorigen, Karl Emanuel IV. (dankte ab 1802). Jener wurde den 25. Juli 1792 in den Bund mit Oestreich gegen Frankreich gezogen und verlor dadurch im Sept. dess. J. Savoyen und Nizza. Dieser verband sich

zwar mit Frankreich den 5. April 1797 gegen Oestreich, ward aber dessenungeachtet von dem französischen Directorium, das die Stimmung des durch große Auflagen, Druck und Vorrechte des Adels erbitterten Volks für sich benutzte, mit Krieg überzogen und gezwungen (den 9. Dec. 1798), dem Besitze aller seiner Staaten auf dem festen Lande zu entsagen, welche sämmtlich Frankreich einverleibt wurden. Er behielt bloß Sardinien, wohin er sich mit seiner Familie begeben mußte. Den 4. Juni 1802 überließ er die Regierung seinem Bruder, Victor Emanuel I., und lebte hierauf im Privatstande zu Rom, wo er 1817 Jesuit geworden und 1819 gestorben ist. — Seit 1806 gehörte Piemont nebst Genua zu dem kaiserl. franz. Generalgouvernement jenseits der Alpen. — 3) Die Wiederherstellung u. Vergrößerung der sardin. Monarchie durch den wiener Congreß. Victor Emanuel I. kehrte den 20. Mai 1814 in seine Residenzstadt Turin zurück, da ihm die Siege der Verbündeten und der Pariser Friede seine Staaten auf dem festen Lande wiedergegeben hatten. Nur halb Savoyen blieb noch bei Frankreich, ward aber ebenfalls, nebst der Souverainetät über Monaco, durch den pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815, ihm zurückgegeben, wogegen er (den 23. Oct. 1816) die Bezirke von Carouge und Chesne mit 12,700 E. an Genf abtrat. Außerdem fand es noch der wiener Congreß seinen Berechnungen der Machtverhältnisse gemäß, den König von Sardinien als Herrn der ital. Alpenpässe zu verstärken. Eigentlich aber mochte wol England durch die Seeverbindung mit dem turiner Hofe den genuesischen Stapel für seinen Handel gewinnen wollen. Darum ward die alte Republik Genua nicht wieder hergestellt, sondern als Herzogthum den 14. Dec. 1814 mit der sardin. Monarchie vereinigt. — K. Victor Emanuel hat die alte Verfassung, wo es nur möglich war, erneuert, die Jesuiten aufgenommen, den heil. Bund unterzeichnet u. die strengste Censur eingeführt. 1818

erklärte er die unter der franz. Regierung gemachten Verkäufe der Domainen für unwiderruflich und wies den Ausgewanderten, welche dadurch ihre Güter verloren hatten, als Entschädigung eine Rente von 400,000 Lire an. Als Englands Bundesgenosse erlangte er durch den britischen Admiral, Lord Exmouth, einen dauerhaften und ehrenvollen Frieden mit den Barbaresken. Im März 1821 fand er sich durch innere Unruhen, welche die Besetzung des Landes von Seiten Oestreichs zur Folge hatten, veranlaßt, dem Throne zu entsagen, und hatte seinen Bruder, den jetzt regier. König, Karl Felix, zum Nachfolger. Ueberhaupt haben die neuesten Ereignisse seit der piemontesischen Revolution (s. d.) die politische Stellung der sardin. Monarchie, inwiefern sie bei den Conferenzen des wiener Congresses als der Wall zwischen Frankreich und Oestreich bezeichnet wurde, in ihrer vollen Bedeutung gezeigt. Nach der Unterdrückung jener Militairrevolution durch Oestreichs Waffen, trat König Karl Felix seine Regierung mittelst einer Kundmachung (den 13. Oct. 1821) an, welche die Grundsätze der öffentlichen Verwaltung aussprach. »Gott habe« — hieß es darin — »die Hirngespinnste des modernen Philosophismus zu Schande gemacht, — es würden nun die glücklichen Zeiten wiederkommen, in welchen die trügerischen und verkehrten Theorien unserer Tage verachtet, die Religion dagegen, die guten Sitten, die väterliche Zuneigung des Königs und die gehorsame Ergebenheit der Unterthanen, die einzigen Grundlagen der Glückseligkeit der Völker seien.« Die von dem sardin. General della Torre mit den Gesandten von Oestreich, Rußland und Preußen zu Novara am 14. Juli 1821 abgeschlossene Uebereinkunft, wegen Besetzung einer militairischen Linie in den Staaten des Königs von Sardinien durch ein zur Verfügung des Königs gestelltes Hülfscorps, ward vollzogen. Der sardin. Staat hatte dafür, außer den Naturalleistungen, jährl. 6 Mill. Franken

baar an Oestreich zu zahlen. Hierauf nahmen die Hochverrathsprocesse gegen die Urheber und Theilnehmer der Revolution ihren Anfang. Sie wurden erst 1822 geendigt. Entscheidend war die Auflösung derjenigen Regimenter, welche sich für die Staatsveränderung erklärt hatten. Dagegen dauern die strengen Vorsichtsmaßregeln, welche für nöthig erachtet wurden, um revolutionnaire Gesinnungen in der Wurzel zu ersticken, noch jetzt fort. Für die Universitäten Turin und Genua (wo allein die Literatur ein reges Leben zeigt, während sie auf den beiden Universitäten der Insel Sardinien, Cagliari und Sassari, zu schlummern scheint), erschien 1822 eine königl. Verordnung, welche den Studirenden insbesondere die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten einschärfte und 4 Studienpräfecte anzustellen befahl, die über die religiöse und moralische Aufführung der Studenten wachen sollten. Noch strenger und ausführlicher war die Verordnung über das Disciplinarunterrichts- und Aufsichtswesen der Gymnasien, Lyceen und untern Schulen. Damit stand die Wiederherstellung der Jesuiten auf der Insel Sardinien und im Herzogthume Savoyen (im Febr. 1822) in Verbindung. Dieser Gesellschaft wurden nicht nur viele Privatunterrichtsanstalten, sondern auch die königl. Schulen anvertraut, und im Juli 1823 erhielt sie die oberste Leitung der wichtigen, seit einem Jahre aufgehobenen, jetzt wiederhergestellten Erziehungsanstalt, des sogen. Provinzialcollegiums, dessen Rector von ihr ernannt wird. Auch die Juden traf eine ihr Grundeigenthum beschränkende Maßregel. Die bis zum 1. Jan. 1824 nicht verkauften Judengüter sollten vom Staate feilgeboten, und der Erlös den Juden eingehändigt werden. Doch ward ihnen gestattet, Staatspapiere an sich zu kaufen und ihre Häuser in den Judenquartieren der Städte zu behalten. Außerdem wurden viele, sehr nothwendige Verbesserungen in mehreren Zweigen der Staatsverwaltung wenigstens vorbereitet.

u. A. ein neues Hypothekenwesen und ein neues Militairgesetzbuch. Um den vorzüglich in Genua jetzt aufblühenden Seehandel gegen die Barbaresken zu beschützen, mußte das gesammte sardin. Geschwader (2 Blockschiffe, eine Fregatte, 1 Corvette, 2 Briggs und 3 Goeletten) im Jun. 1822 aus dem Hafen von Genua auslaufen. Tunis, das schimpfliche Forderungen an die sardin. Regierung machte, ward dadurch zum Nachgeben bewegt, es kehrte aber bald zu seinem trotzigen Systeme zurück. Großbritanniens Macht und Geschenke vermittelten endlich den Frieden, worauf im Juli 1825 von der sardin. Regierung 2 orientalische Staatswagen mit sardin. Pferden und der nöthigen Bedienung dem Dei von Algier und dem Bai von Tunis zum Geschenk überschickt wurden. Die sardin. Handelsflagge wird jetzt auf allen Meeren gesehen, selbst im Platastrome und an der Westküste von Süd- und Nordamerika. Es war daher der Freundschafts- und Handelsvertrag sehr wichtig, den die sardin. Regierung mit der Pforte im Oct. 1823, durch die Vermittelung des brit. Gesandten in Konstantinopel, Lord Strangford, abschloß, wodurch die Unterthanen des Königs von Sardinien, insbesondere die Genueser, ihre vorigen Rechte in Ansehung des Handels und der Schifffahrt auf dem schwarzen Meere wiedererhielten. Seitdem soll sich Genua, dies behaupten amtliche Nachrichten, mit der sardin. Monarchie immer mehr zu einem Ganzen vereinigt haben, obwol noch einige mächtige Familien die Unabhängigkeit der alten Republik und ihren eignen oligarchischen Einfluß zurückwünschen mögen. Mit der wiederhergestellten Ordnung nahm der Wohlstand und mit diesem die Bevölkerung zu. 1825 gab man die Volksmenge der sardin. Staaten auf 4,168,417 Seelen an, worunter die Insel Sardinien aber nur 490,078 zählte. Zu der Befestigung der Ruhe trug insbesondere noch die Bildung des neuen königl. Heeres viel bei. Dies kam jedoch, mittelst einer der

franz. ähnlich eingerichteten Conscription, erst 1823 zu Stande. Nun konnten die Mächte auf dem Congresse zu Verona 1822, wohin sich der König Karl Felix nebst seiner Gemahlin im Nov. 1822 begeben hatte, eine Verminderung des Besatzungsheeres in Piemont schon am Ende 1822 eintreten lassen, worauf am 29. Septbr. 1823 mit der Räumung von Alessandria die letzten Truppen der Schutzmacht Italiens vertragsmäßig abzogen. Weil man jedoch befürchtete, daß die geflüchteten Piemonteser und andere Fremde, die in der benachbarten Schweiz eine Freistätte gefunden hatten und daselbst in Druckschriften ihre Ansichten verbreiteten, auf die innere Ruhe des sardin. Festlandes einen gefährlichen Einfluß erlangen und frühere Verbindungen wieder anknüpfen könnten, so bewirkte man durch Vorstellungen bei der Tagsatzung nicht allein die Entfernung der Geächteten und Verdächtigen, sondern auch eine größere Beschränkung der in der Schweiz noch vorhandenen Preßfreiheit. Auch mit Spanien wurden noch vor der feindlichen Ueberziehung dieses Landes durch die Franzosen, alle Handelsverbindungen untersagt. In dem franz. Heere, das damals unter dem Herzog v. Angoulême bis Cadix vordrang, diente der sardin. Thronfolger, Prinz von Carignan, welcher bisher wegen seines Betragens in der piemontesischen Revolution entfernt gelebt hatte, als Freiwilliger. Er bewies bei mehreren Gelegenheiten so viel Tapferkeit, daß er nach seiner Rückkehr aus dem Felde am 3. Dec. 1823 in Paris mit Auszeichnung empfangen wurde und hierauf auch am turiner Hofe wiedererscheinen durfte. Sardinien schloß sich jedoch weniger an Frankreich, sondern immer enger an Oestreich an, sowol was seine innere Regierungspolitik betraf, als in Hinsicht auf Italiens Angelegenheiten überhaupt. Der am 10. Jan. 1824 erfolgte Tod des vom Thron 1821 freiwillig herabgestiegenen Königs Victor Emanuel war, bei dem ohnehin legitimen Besitzstande seines Nachfol-

gers, ein gleichgültiges Ereigniß. Zwischen Oestreich und Sardinien kam 1824 ein Vertrag über gegenseitige Freizügigkeit des Vermögens und der Erbschaften der Unterthanen beider Mächte zu Stande. Die Freundschaft, welche beide Höfe verbindet, zeigte sich auch während der Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin von Oestreich zu Mailand, wo sich die Minister der ersten europäischen Mächte im Junius 1825 versammelt hatten. Der König und die Königin von Sardinien begaben sich damals nach Genua, um daselbst den König und die Königin beider Sicilien zu empfangen, welche von hier nach Mailand gingen. Hierauf statteten die in Mailand versammelten Souveraine dem Könige von Sardinien in Genua einen Besuch ab. Indeß hat dieser Congreß zu Mailand keine Veränderung in der politischen Lage Italiens bezweckt. Die Politik Italiens ist auf Erhaltung und Befestigung des Bestehenden gerichtet. In dieser Hinsicht war allein auf der Insel Sardinien der alte Zustand durch nichts gestört worden. Daß aber für die Fortdauer der Ruhe auf dem Festlande noch nicht alle Besorgniß verschwunden sei, kann man daraus schließen, daß sogar die fortschreitende Bildung des Volks und der Einfluß vielgelesener Schriftsteller von der sardin. Regierung gefürchtet wird. Wenigstens verbot 1825 ein königl. Edict das Lesen- und Schreibenlernen Allen, die sich nicht über den Besitz von 1500 Lire, und das Studiren denen, die sich nicht über eben so viel an Renten ausweisen können. Auch sollen neuerlich Uebersetzungen von Göthe's, Wieland's u. Schiller's Schriften in den sard. Staaten als gefährlich weggenommen worden sein. So wenig ist man hier über den eigentl. Grund aller Revolutionen im Klaren. — Da das regierende königl. Haus Savoyen keine männliche Erben hat, so wird die Linie Savoyen-Carignan folgen, deren Erbrecht auf die sardin. Monarchie der wiener Congreß anerkannt hat. Thomas Franz, Prinz von Ca-

rignan, jüngerer Sohn des Herzogs von Savoyen, Karl Emanuel I. (st. 1630), hatte 2 Söhne. Von dem ältern stammte die noch blühende Linie Carignan ab. Der jüngere stiftete die Nebenlinie Savoyen-Soissons, welche 1736 mit dem großen Eugen von Savoyen ausstarb. Die sardin. Monarchie bildet gegenwärtig ein Ganzes von 1317 □M. mit 4,167,277 E. in 95 Städten, 285 Fl., 3441 D., darunter 300,000 Franzosen in Savoyen, 21,600 Waldenser und 3200 Juden. Sie besteht I. aus den Staaten des festen Landes, welche 1818 zum Behuf der innern Verwaltung in 8 Bezirke getheilt wurden: Savoyen, Turin, Coni, Alessandria, Novara, Aosta, Nizza und Genua. Diese begreifen: 1) das Herzogth. Savoyen; 2) das Herzogth. Piemont; 3) die Grafschaft Nizza mit dem Fürstenthum Monaco; 4) die Herzogth. Montferrat und Mailand (sardin. Antheils); 5) das Herzogth. Genua; und enthalten zusammen 887 □M. mit 3,677,200 E. in 2727 Gemeinden. — II. Aus dem Königreich und der Insel Sardinien (s. d.). Die Einkünfte der Monarchie betragen 21,852,000 Gldn. Die Staatsschuld schätzt man auf 60 Mill. Gldn. Die Landmacht ist 28,000 M. stark; außerdem 40,000 M. Nationalmiliz auf der Insel Sardinien. Die Seemacht: 1 Fregatte, 3 Schooner, 5 Galeeren. Wappen: Ein quadrirter Schild mit Spitze, Mittel- und Herzschild. 1. hat 4 Fächer; in dem ersten sieht man in Silber ein goldnes Krückenkreuz nebst vier kleinen Kreuzen, wegen Jerusalem; das zweite ist von Silber und Blau zehnfach quer getheilt mit einem goldnen gekrönten Löwen, wegen Cypern; das dritte hat in Gold einen gekrönten rothen Löwen, wegen Armenien; und das vierte in Silber einen dergleichen Löwen, wegen Luxemburg. 2. besteht aus 3 Abtheilungen: in der zur Rechten springt in Roth ein silbernes Roß, wegen Niedersachsen, in der zur Linken sieht man den obersächs. Rautenkranz, und der untere ein-

geschobene spitzige Theil enthält in Silber drei rothe Schröterhörner, als Embleme der Wittekindschen Abstammung. 3 ist in der Länge getheilt, und hat zur Rechten in einem mit schwarzen Schildlein bestreueten silbernen Felde den schwarzen Löwen von Chablais, zur Linken in Schwarz den silbernen Löwen von Aosta. 4, ebenfalls in der Länge getheilt, zeigt zur Rechten ein goldnes und blaues Schachbrett von 9 Feldern wegen Genevois, links ein goldnes Schildeshaupt, wegen Montferrat. In der goldnen Spitze erblickt man den schwarzen Adler von Maurienne; im Mittelschilde ein rothes Kreuz mit 5 Mohrenköpfen, wegen Sardinien, und im rothen Herzschilde das silberne Kreuz von Savoyen. Den Schild umfliegt ein Purpurmantel, ihn deckt eine Königskrone.— Der König vertheilt 3 Ritterorden: 1) O. d. Verkündigung Mariens (dell' Annunziata); 2) O. d. heil. Moritz und Lazarus; 3) der Militairorden von Savoyen, gestiftet 1815. Außerdem gibt es noch ein Ehrenzeichen, das Kreuz der Treue. Die Macht des Königs ist erblich und uneingeschränkt. An der Spitze der Verwaltung stehen 3 Staatssecretaire. In Sardinien sind Landstände vorhanden, und in Genua ist zur Einführung neuer Abgaben die Zustimmung der ständischen Collegien jedes Bezirks erforderlich. Der zahlreiche Adel ist nicht steuerfrei. Die Geistlichkeit (39 Erz- und Bisth., 3996 Pfarreien, 293 Manns- und 144 Nonnenklöster) ist nicht sehr reich. Die päpstl. Macht ist durch ein Concordat beschränkt. Die höhere Bildung (auf 4 Universitäten, Turin, Genua, Cagliari und Sassari, in 41 Gymnasien und Seminarien, Gesellschaften für Wissenschaften und Künste u. s. w.) ist noch sehr durch Lehr- und Preßzwang gehemmt. Der Handel beschäftigte 1826 über 4000 Schiffe.

2) Insel und Königreich im mittelländischen Meere, durch die Straße Bonifacio von der Insel Corsica getrennt und 20 Meilen von

Afrika entfernt, 391⅕ □M. groß, mit 498,000 E.; enthält 7 Bergketten, viele Vorgebirge, Küstenflüsse, Meerbusen, Salzseen, Moräste und Sümpfe. Der Boden ist zwar fruchtbar und liefert Getreide, Oel, Wein, Südfrüchte, Taback, Saffran, Baumwolle, Feigen u. a.; doch sind Ackerbau und Viehzucht noch sehr zurück, etwas besser ist der Bergbau auf Blei, Eisen und Silber, der Kunstfleiß aber kaum bemerkbar. Die Insel wird durch einen Vicekönig und durch Stände aus dem Adel, der Geistlichkeit und den Abgeordneten der Städte regiert und ist in 2 Landschaften: Capo di sopro mit 4 Compartimentas oder Districten und der Hauptstadt Sassari, und Capo di sotto mit 6 Compart. und der Hauptstadt Cagliari getheilt. Gewöhnlich nimmt man 4 Provinzen: Cagliari, Arborea, Lagodori und Gallura an. Die Hauptstadt der ganzen Insel ist Cagliari. — (Gesch.) Sardinien wurde wahrscheinlich durch pelasgische Colonien zur Zeit der Herakliden angebaut, worauf die noch vorhandenen Denkmäler, Noraghen genannt, hinweisen, deren man 600 auf der Insel antrifft. Die unversehrten haben ungefähr 50 F. Höhe, an der Grundfläche einen Durchmesser von 90 Fuß und endigen am Gipfel mit einem eingedrückten Kegel. Sie sind aus verschiedenen Steinarten auf Hügeln in einer Ebene erbaut und bisweilen mit einem Wall umgeben. In der Folge gehörte die Insel nach einander den Carthagern, den Römern, Vandalen, Sarazenen, den Päpsten, den deutschen Kaisern, den Pisanern, den Genuesen und Spaniern; oft gab es langen und blutigen Streit um ihren Besitz. 1154 erhob Kaiser Friedrich I. die Insel zu einem Königreiche. Papst Bonifacius VIII. verschenkte Sardinien an das königl. aragonische Haus, welches nach mehrern Hindernissen 1324 zum ruhigen Besitz kam. Darauf gab Don Pedro von Aragonien am Osterfeste 1335 der Insel das Geschenk einer auf die glückliche Verbindung der öffentlichen Freiheiten

mit dem Königthume gegründeten Verfassung, die von den 3 Ständen unterzeichnet und beschworen wurde. Außer dem allgemeinen Parlamente der sardinischen Cortes besaß Sardinien, wie Aragonien, eine höchste Behörde, welche gleichsam die Gerechtigkeit personificirte, das Justiciat, oder ein Organ des Rechts zwischen dem Könige und seinen Unterthanen. In demj. Jahrh. erhielt die Insel auch ein bürgerl. u. ein peinliches Gesetzbuch, das noch jetzt als gemeines Recht gilt; die Constitution aber wurde von Philipp II. beseitigt. So gehörte die Insel bis 1708, da die Engländer sie für das Haus Oestreich eroberten, zu Spanien. Im utrechter Frieden (1713) ward sie dem Hause Oestreich zugesprochen, dem sie aber 1717 von dem König Philipp V. von Spanien wieder entrissen wurde. Endlich ward Sardinien 1720 dem Herzoge von Savoyen, als Ersatz für Sicilien, eingeräumt, welcher sie durch einen Vicekönig verwalten läßt. Die Einw. Sardiniens werden sehr gelind regiert und bei ihren alten Gebräuchen gelassen. Der Wohlstand blühte von neuem unter der Regierung Karl Emanuels; allein unter seinem Nachfolger trat Ehrgeiz an die Stelle der Gerechtigkeit. 1793 fg. brach das öffentl. Mißvergnügen in einem Aufruhr aus, den nach 4 Jahren das Versprechen stillte, die alten Rechte der Stände, die 1796 förmlich anerkannt wurden, wiederherzustellen, welches jedoch noch nicht geschehen ist. Fabriken und Manufacturen fehlen fast ganz, und die Insel hat kein Schiff, um ihre Erzeugnisse selbst auszuführen. Selbst die Thun- und Korallenfischerei wird von andern Nationen, als Engländern, Franzosen, Genuesern, Sicilianern ꝛc. getrieben, und eine Abgabe für die Erlaubniß dazu, und zwar von dem Thunfischfang an einige sardinische Familien, für die Korallenfischerei aber an den König bezahlt. Die königl. Einkünfte waren ehedem so unbedeutend, daß damit nicht die öffentl. Kosten, als die Besoldungen der Beamten und des wenigen, auf der In-

sel befindlichen Militairs bestritten werden konnten. Sie betrugen 1811 etwa 200,000 Thlr., wovon für die Erhaltung der königl. Familie und des Hofstaats nicht mehr als 40,000 Thlr. übrigblieben. Die Einwohner sind katholisch und reden mehrere Mundarten, die zum Theil ein Gemisch des Spanischen und Italienischen sind. Doch sprechen die Vornehmen ein reineres Italienisch. Spanier, Neapolitaner und Sicilianer haben große Besitzungen auf dieser Insel.

Sardonyx, s. Quarz.

Sargasso, eine zu den Algen gehörige Art schwimmenden Meergrases, das mit seinen Zweigen ein Netz mit schmalen ausgezackten Blättern bildet.

Sarkasmen, griech., ursprünglich der hohnsprechende Jubel über den gefallenen Feind; im allgemein angenommenen Sinne aber beißende Spöttereien, bittere Anzüglichkeiten. — Sarkastisch heißen Bitterkeiten der Art, die gleichsam durch Mark und Bein dringen; eine Person oder auch ihren Witz nennt man sarkastisch, wenn sie gewohnt ist, sich solche Bitterkeiten gegen Andre zu erlauben.

Sarkophag (griech.), eig. Fleischfresser; ein schwammiger, leichter Stein, den man in Italien und auch anderwärts in den Brüchen findet. Die Alten bedienten sich dieser Steine zur Aufführung der Grabstätten, damit die todten Körper verzehrt werden sollten, ehe sie die Fäulniß ergriff. Diese Eigenschaft empfahl diese Steinart zu Särgen, in denen die Bestatteten (sepulti) beigesetzt wurden, und unrichtig ist der Name Sarkophag allen Steinsärgen geblieben, deren äußere Form zum Theil schon der Bedeutung dieses Namens widerspricht. Oft wurden solche Steinsärge, denen man gern die Form von Wannen oder viereckigen Kisten gab und welche der kunstliebende Sinn der alten Welt mit Bildwerken verzierte, auf die Monumente gesetzt, mit denen man die Gräber anfangs, um sie gegen Verletzung

zu schützen, ausschmückte (monumentum i. q. munimentum). Mit den Zeiten der Kaiser scheint diese Sitte allgemeiner geworden zu sein, und römische Prunksucht verwandte in der spätern Periode dazu die seltensten Steinarten, wie Porphyr und Breccia. Man hatte an den granitenen und alabasternen Steinsärgen der Aegypter das Vorbild. Die Entfernung von dem Beschauer mag der erste Anlaß gewesen sein, die halb erhabenen Arbeiten daran sehr hervortreten zu lassen, damit durch den Schatten die Theile sich besser abhüben. Den Beleg zu diesen Annahmen gibt die Gräberstraße zu Pompeji, wo noch mehrere solcher Monumente sich vollständig erhalten haben. — Von der großen Menge auf uns gekommener Sarkophage — diesen Namen in der gewöhnlichen ungenauen Bedeutung genommen — sind mehrere den Alterthumskennern bekannt durch die Namen, die man ihnen zugetheilt hat. So der Sarkophag des Homer in den Besborodko'schen Gärten zu Petersburg, eine Arbeit der spätern Zeiten; oder der Sarkophag des Alexander, jetzt im britischen Museum, einst in der Moschee des heil. Athanasius zu Alexandria, der, von den Franzosen während ihres Feldzugs seinem Platze entrückt, den britischen Heeren mit einer Menge alter Denkmäler zufiel; er ist aus grünlicher Breccia gearbeitet, und die engl. Archäologen haben Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufgeboten, um seine Echtheit zu beweisen. Bekanntlich war es das Schicksal der Leiche Alexanders, oft ihre Stellung zu verändern: vom Tempel des Jupiter Ammon kam sie nach Memphis, später nach Alexandria; dort sah sie Augustus und Septimius Severus (202 nach Christo). Bei der fanatischen Wuth der Christen, die so viele Tempel zerstörten, nimmt man an, sei der Körper verschwunden, aber das Grab, als zu prächtig in einen Tempel des heil. Athanasius verwandelt, habe widerstanden, der Sarkophag sei als Cisterne gebraucht worden. Diesen Angaben scheinen freilich Chrysosto-

mus Worte (»Opera«, X, 625, ed. Montfauc.) entgegen zu sein, aber eine orientalische Tradition suchte dort die berühmte Stelle. Dieser mit Hieroglyphen über und über bedeckte wannenförmige Steinsarg ist durch Clarke (»The tomb of Alexander«, Cambridge 1805, gr. 4.) genau beschrieben und abgebildet worden.

Sarmaten, Sauromaten, ein bei den Alten sehr bekanntes Volk in Europa und Asien, über dessen Ursprung jedoch die Nachrichten sehr verschieden sind. Sie waren Nomaden und etwa 600 J. v. Chr. mit den Scythen verbunden. Zur Zeit des Mithridates (116 v. Chr.) unterwarfen sie sich das ganze Land vom Tanais bis an die Donau und Weichsel und blieben das herrschende Volk im ganzen Norden bis ins zweite und dritte Jahrhundert, wo sie von den Gothen verdrängt wurden. Wahrscheinlich aber sind die in den folgenden Jahrhunderten erscheinenden Slaven dieselben.

Sarpi (Paolo), eig. Pietro, geb. 1552 zu Venedig, ein berühmter Servitenmönch, Provinzial- und Generalprocurator seines Ordens. Jung gerieth er in Verdacht der Ketzerei bei der röm. Inquisition, bis ihn Venedig im Streit mit Paul V. zum Consulenten erwählte. Bald nachher fiel er an 15 schweren Wunden, die ihm Banditen beibrachten, genas aber doch wieder und beschloß 1623 seine Tage in seinem Kloster. Einen Namen machte ihm sein »Trattato delle materie beneficiate« und seine »Geschichte der tridentiner Kirchenversammlung«. Er war zugleich ein großer Naturforscher, Mathematiker und Optiker und sehr freimüthig.

Sarter, Zerter, heißt beim Schiffbau das Modell eines Schiffes, der schriftliche Entwurf dazu, die Bauart, das Verhältniß aller Theile gegen einander. Jede Nation hat ihre besondern Sarter, und ein erfahrener Seemann erkennt jedes Schiff schon an seinem Sarter, welche Flagge es auch führen sollte.

Sarti (Giuseppe), geb. zu Faenza 1729, ein zu seiner Zeit sehr beliebter Tonsetzer, der 1756 in Kopenhagen und 1768 in England sich aufhielt. Kapellmeister zu Venedig, dann zu Mailand, wurde er 1784 nach Petersburg berufen, und das von ihm zur Feier der Einnahme von Oczakow aufgeführte Te Deum mit Kanonen mit großer Bewunderung aufgenommen. Bei mehreren gegen ihn angesponnenen Cabalen von Potemkin in Schutz genommen, errichtete er auf einem ihm geschenkten Dorfe eine große Singschule, wurde dann 1793 wieder in Petersburg als Hofkapellmeister angestellt und außerordentlich belohnt. Auf der Rückreise in sein Vaterland 1802 starb er unterwegs zu Berlin im 74. Jahre. Leichte, gefällige Melodien, artige Erfindung rc. haben s. komischen Opern, besonders die: »**Fra i due litiganti il terzo gode**« (Unter zwei Streitenden siegt der Dritte), eine lange Zeit auf dem Theater erhalten, obgleich häufige Fehler wider Harmonie und reinen Satz öfters darin gefunden werden. Noch geringer waren seine Verdienste um ernsthafte Opern, oder gar um — Kirchenmusik.

Sarto (Andrea del) — sein eigentl. Name ist Andrea Vannucchi —, ein berühmter Maler der florentin. Schule, geb. zu Florenz 1488. Er hatte unberühmte Lehrer und bildete sich mehr selbst durch das Studium großer Vorbilder, des Leonardo und Michel Angelo, aus. Einige behaupten, es habe ihm an Feuer und Erfindungskraft gefehlt, weßhalb er sich auch bei einigen seiner Compositionen der damals bekannt gewordenen Blätter des Albrecht Dürer bedient habe. Mit einem andern Florentiner, Marcant. Francialigi, eröffnete er gemeinschaftlich eine Werkstätte in Florenz und arbeitete Viel für seine Vaterstadt. Franz I., zu welchem durch Gemälde sein Ruf gedrungen, zog ihn mit einem ansehnlichen Gehalte 1518 nach Frankreich. Aber seine verschwenderische Frau, welche er sehr liebte, verleitete ihn

zum Undank gegen diesen Fürsten. Er ging nicht nur bald wieder nach Italien zurück, sondern wendete auch bedeutende Summen, welche sein hoher Kunstgönner ihm zum Ankauf der Gemälde guter Meister in Italien hatte zustellen lassen, zu seinem und seiner Frau Bedarf und Vergnügen an. Er bereuete zwar seinen Fehler, vermochte aber nicht, den König zu versöhnen. Unter Anderm malte er auch damals die schöne Opferung Abrahams, welche später in die dresdner Galerie gekommen ist. Von s. großen Meisterhaftigkeit in der Nachahmung erzählt man die Anekdote, daß er Rafael's Portrait des Papstes Leo X. so täuschend nachgeahmt habe, daß es selbst von Giulio Romano, der an den Gewändern mitgearbeitet hatte, nicht erkannt worden sei, bis Vasari den Betrug entdeckte. Zu seinen berühmtesten und größten Werken gehört noch eine Grablegung im Palast Pitti, und der todte Heiland mit Maria und den Heiligen in der großherzogl. Galerie, ferner eine schöne Madonna in der Kirche l'Annunziata, genannt **Madonna del sacco**, sowie mehrere andre zu Florenz. Eine **Carità**, jetzt in Basel, Tobias mit dem Engel und mehrere heilige Familien, die Geschichte Josephs in 2 Gemälden, in dem pariser Museum, sind ebenfalls berühmt. Sein Nachtmahl Christi schonten die bei der Einnahme von Florenz 1529 in das Refectorium, wo er sich befand, eindringenden Soldaten, weil sie der Anblick überraschte und in Staunen versetzte. Er starb an der Pest 1530. Seine Gemälde zeigen einen guten Zeichner und Coloristen, seine Compositionen sind anmuthig und haben eine gefällige Rundung; auch drapirt er sehr gut. Zuweilen wirkt er zu sehr nach Effect hin. Sein Schüler war Giac. de Pantormo.

Sartori (Franz), geb. zu Unzmark in Steiermark 1782, war erst Prof. in Grätz und ist jetzt k. k. Hofrath und niederöstreich. Regierungssecretair. Alles was auf Naturgeschichte, Alterthümer

und Industrie seines Vaterlandes Bezug hat, ergreift dieser Geschäftsmann und praktischer Maler des Naturlebens mit patriotischem Gemüth- und gibt klare Ansichten, wie große Resultate bisher schon die von der Regierung begünstigte Polytechnik, welche zuerst Joseph II. und hernach seine Nachfolger pflegten, für den Gewerbfleiß und steigenden Wohlstand der untern Classen im Kaiserthum Oestreich hatte. Unter den deutschen Polygraphen hat er vielleicht den praktischsten Sinn und verdient diese Anerkennung.

Sartorius 1) (Ernst Wilh. Christ.), Prof. der Theologie in Marburg, geb. 1797 zu Darmstadt, unter unsern theolog. Polemikern u. Schriftstellern des jetzigen protestant. Kirchenrechts sich sehr auszeichnend. 2) (Georg Christ.), Oberbaurath in Eisenach, wegen s. geographischen Beobachtungen und Erfahrungen hinsichts des Basalts berühmt. 3) (Karl Friedr.), Prof. der deutschen Literatur und Sprache in Basel, bekannt unter unsern Aesthetikern durch Reinheit der Sprache, als Kanzler und humoristischer Geschichtsforscher. 4) (G. F. C.), Hofrath, Prof. der Politik und der nassauischen Geschicht- und des Staatsrechts in Göttingen, geb. 1766 zu Cassel, ein vielgebildeter Gelehrter, der stets auf die, die Zukunft erschütternden Begebenheiten seiner Zeit sehr aufmerksam war. In jüngern Jahren war er zu sehr Bewunderer von Adam Smiths Ideen über Nationalreichthum. S. »Geschichte des hanseatischen Bundes« erwartet, da seit 25 Jahren die Literatur sich bereicherte und unsere Handelskenntnisse gestiegen sind, eine zweite Auflage. Seinem Gemälde der Gothenregierung in Italien und ihres Einflusses auf die Italiener, reichte das franz. Nationalinstitut die verdiente Palme des Beifalls. Seine den Gefahren, welche Deutschland bedrohen, 1820 gewidmete Schrift war einst politisch wichtig. Spittlers europäischer Staatengeschichte gab er eine neuere Feile.

Sassafras, Pavame, auch Fenchelholz, ein in Amerika häufig wachsendes Holz, dessen Rinde schwammig, auswendig aschgrau, inwendig röthlich, von scharfem, gewürzhaftem Geschmack und Geruch, häufig zu Arzneien gebraucht wird.

Sassaparill, Sarsaparill, die getrocknete Wurzel eines Rankengewächses, bestehend aus vielen langen, rebenartigen, dünnen Wurzeln, welche alle aus einem Knoten hervorwachsen; braun von Farbe, inwendig aber weißlich; ebenfalls in der Medicin zu schweißtreibenden, blutreinigenden Decocten anwendbar.

Sassoferato, von s. Geburtsorte so genannt, eigentl. Giambattista Salvi, geb. 1805. Er lernte die Elemente der Malerei von s. Vater Tarquinio; später bildete er sich in Rom unter Dominichino, Guido und Albani. Seine Werke nahmen besonders den fleißigen Charakter des Letzten an. Sie gleichen sich sehr. Er malte besonders Madonnen mit dem Kinde, letzteres größtentheils schlafend, die Mutter es mit einem Schleier bedeckend, oder den Schleier sorglich aufhebend. Seine Köpfe sind sehr lieblich und ausdrucksvoll; in der Draperie des blauen Gewandes zeigt er große Kunstfertigkeit. Größtentheils malte er in halben Figuren. Von seiner Mater dolorosa hat Folo einen sehr schönen Kupferstich geliefert.

Satar oder Sater (nord. Myth.), ein Gott der alten Deutschen und zwar der Gott der Zeit: was bei den Römern Saturn. Von ihm rührt auch die niederländ. Benennung des Sonnabends, Satertag, her.

Satelliten oder Trabanten heißen in der Astronomie diejenigen Weltkörper unsers Sonnensystems, welche ihre Umläufe um einen Hauptplaneten, der selbst um die Sonne läuft, verrichten.

Satrapen hießen die Statthalter der einzelnen Provinzen des persischen Reichs; die Statthalterschaften Satrapien. — Die Neu-

ern bedienen sich des Worts **Satrapen** im Allgemeinen zu Bezeichnung angesehener Beamten, die das Volk oder ihre Untergebenen drücken: Tyrannenknechte.

Sattelhöfe nennt man gewisse Arten von Landgütern, welche zwar nicht die Vorrechte der Rittergüter genießen, aber doch viele Freiheiten und Vorzüge vor den gewöhnlichen Bauergütern haben. Sie kommen besonders in Ober- und Niedersachsen vor und sind meist alle zins- und steuerfreie Güter; Ueberbleibsel ehemaliger größerer Besitzungen mit verschiedenen Rechten und ohne Hintersassen und Gutsherrlichkeit, zuweilen auch steuerfrei, gewöhnlich amtssässig. Man nennt sie auch sattelfreie Güter; und ihr Name kommt nach der wahrscheinlichsten Meinung von dem Lat. Sedes (Sitz oder Wohnsitz eines Adeligen) her, woraus Sedelhof, Sadelhof und zuletzt Sattelhof gemacht worden ist.

Sättigung ist derjenige Zustand, in welchem durch die Aufnahme der Speise das Verlangen des Magens darnach befriedigt ist. — Chemisch aber tritt **Sättigung** zwischen 2 Körpern, die gegenseitig auf einander wirken, dann ein, wenn sie sich gegenseitig so verändert und vereinigt haben, daß alle Wirkung aufhört. Salz wird vom Wasser aufgelöst, doch hat diese Auflösung ihre Grenze; diese Grenze, wo das Wasser nicht mehr wirkt, bestimmt die Sättigung. Jetzt ist ein Product mit neuen Eigenschaften entstanden, das Wasser ist specifisch schwerer geworden, hat einen andern Geschmack angenommen; das Salz dagegen hat durch die Vereinigung seine feste Form verloren. So gibt ferner eine Säure mit einem Alkali gesättigt ein Salz, welches weder saure Eigenschaften noch alkalische mehr zeigt, sondern neue, d. i. neutrale, angenommen hat. Insofern ist **Neutralisiren** mit Sättigung einerlei.

Saturnus, 1) (Myth.), ursprünglich eine alt-italische Gott-

heit, welche späterhin zum griech. Kronos umgedeutet wurde. Uranus und Gäa hatten die 6 Titaniden erzeugt. Der Jüngste dieser Titanen war Kronos (die Zeit), welcher, als Uranus seine Kinder einkerkerte, von der zürnenden Mutter zur Rache deshalb aufgefodert, mit scharfer Hippe, wie Hesiod sagt, die Scham des Vaters hinwegmähte, worauf derselbe der Herrschaft entsetzt wurde, die Titanen ihre eingekerkerten Brüder befreiten und die Herrschaft in des Kronos Hände kam. Dieser vermählte sich mit Rhea, die ihm mehre Söhne und Töchter gebar. Aber da er wol wußte, daß auch ihm Entthronung von einem Sohne bevorstehe, verschlang er die ihm geborenen Kinder. Nur Zeus wurde gerettet, indem Rhea sich auf Kreta verbarg, wo Gäa ihn aufzuziehen verhieß. Dem Kronos reichte Rhea einen Stein in Windeln dar, den er statt des neugeborenen Knaben verschlang. Auf ein von der Gäa und Metis ihm beigebrachtes Brechmittel aber gab er sowol diesen Stein als alle verschluckte Kinder wieder von sich, mit deren Beistande nun Zeus ihn und die Titanen bekriegte und nach 10jährigem Kampfe entthronte. Kronos wurde sammt den Titanen in den Tartarus eingekerkert, aus dem spätere Dichter ihnen Erlösung gaben; Zeus aber erkannte, nach Pindar, den Kronos als Beherrscher des seligen Eilandes im westlichen Ocean an. Das unbekannte Hesperien galt für das Land, wo Uranus und die folgenden Titanen geherrscht haben. Als man später dies Land näher kennen lernte, ward Kronos und das goldene Zeitalter nach Italien versetzt. Kronos mit Saturnus vermischend, dichtete man, Saturn habe, des Reiches entsetzt und vor seinem Sohne fliehend, Italien zu seinem Zufluchtsorte gewählt und sich in Latium (von latere) verborgen. Hier theilte der uralte König Janus die Herrschaft mit ihm, und Saturn erbaute auf dem capitolinischen, ehemals saturnischen Berge die Stadt Saturnia. Auf dem Forum in Rom stand sein Tempel, in welchem man

den öffentlichen Schatz verwahrte. Die saturnische Zeit ist als das goldene Alter unvergeßlich geblieben und von den Dichtern wetteifernd gepriesen worden. Friedlich rollten die Jahre dahin und jeder Augenblick bot eine Fülle heitern ungetrübten Lebensgenusses und reiner unverbitterter Freuden dar. Er wird auch zum Vater des Centauren Chiron gemacht. 2) (Astron.), ein bekannter Planet unsers Sonnensystems, welcher nach dem Uranus am weitesten von der Sonne (über 192 Millionen deutsche Meilen) entfernt ist. Nach dem Jupiter der größte Planet, hat er 17,160 deutsche Meilen im Durchmesser und sein körperlicher Inhalt ist (nach den neueren Bemerkungen der Astronomen) 1030mal größer als der unserer Erde. Seine Umwälzung geschieht in 29 Jahren, 166 Tagen, 19 Stunden. Noch hat er — als eine ganz besondere Erscheinung — einen dünnen flachen Ring, der jedoch nirgends mit der Kugel des Planeten zusammenhängt; ingleichen, so viel man bis jetzt entdeckt hat, 7 Trabanten oder Nebenplaneten. — Uebrigens bedeutet in der Chemie das Zeichen des Saturns ♄ das Blei.

Saturnalien, ein Fest bei den Römern zum Andenken an die glückliche Zeit unter Saturn's Weltherrschaft, wo unter dem Menschengeschlecht Gleichheit und Freiheit bestanden, Treue, Vertrauen und Liebe Alle verbrüderte und Unterdrückung und Empörung fremd waren. Sie dauerten anfangs nur 1, dann 3, dann 5 und unter den Cäsaren 7 Tage, vom 17.—23. Dec. Das Fest begann, sobald die wollene Binde, die das ganze Jahr hindurch die Füße von Saturns Bildsäule umschlang, abgenommen war. Es hob damit an, daß im Tempel des Saturn eine Menge Wachskerzen angezündet wurden, zum Zeichen, daß nicht mehr Menschen geopfert werden sollten. Die Sklaven waren jetzt frei, trugen zum Zeichen der Freiheit den Hut und gingen im purpurbesetzten Rock und der weißen Toga,

Herren und Sklaven tauschten ihre Rollen, und während die Knechte zu Tische saßen und schmausten, wurden sie von dem Herrn und seinen Gästen bedient, die sich, wenn sie es nicht machten, allerlei lächerlichen Strafen unterwerfen mußten. Ueberall herrschten Scherz und Freiheit und die Geschäfte feierten. In den letztern Tagen, die in späterer Zeit hinzukamen, sandte man einander Geschenke, namentlich kleine Götterbilder, Sigilla, von denen diese Tage auch Sigillarien hießen, und begrüßte sich mit dem Zuruf: »Io Saturnalia! Bona Saturnalia!« Einige Gefangene wurden in Freiheit gesetzt, die ihre Fesseln dem Saturn weiheten.

Satyr. Unter dem Namen der Satyrn (σατυροι, τιτυροι), wie unter dem der Silenen, Faunen und Panen, stellt die griech. Mythologie eine Art von Wesen auf, die sich mehr oder weniger der thierischen Natur, besonders der Ziegengestalt, nähern. Sie waren ursprünglich peloponnesische Waldgötter. Ihre weitere Ausbildung verdanken sie dem attischen Drama, besonders dem satyrischen. Der frühere Grieche dachte sie spitzohrig, glatzig, mit kleinen Hervorragungen hinter den Ohren, die spätern Künstler näherten sie durch Hörner und Bocksfüße den Panen. In den Abbildungen sieht man daher bei einigen mehr Thierisches: Geisfüße, Schwanz, gespitzte Ohren und Hörner; andre behalten die menschliche Gestalt und verrathen das Thierische bloß durch die Geisohren und den Schwanz, wozu noch kleine keimende Hörner kommen. Auch drückt sich das Thierische aus im ganzen Gesicht, in den Augenknochen, dem Barthaar, den hängenden Wammen unter den Ohren am Halse. Ein andermal geht das Thierische in eine bloß bäurische, rohe und plumpe Menschengestalt über, woraus aber die Künstler doch ein angenehmes und gefälliges Ideal der ländlichen Natur zu schaffen wußten. Gewöhnlich setzt man den Unterschied zwischen Faunen und Satyrn so fest, daß jene bloß

mit spitzen Ohren und kleinen Schwänzen, diese hingegen mit Geisfüßen erschienen; Silenen aber seien alte Faunen. Dies ist aber grundlos, vielmehr waren die Satyrn der Griechen den Faunen der Römer gleich. Das ganze Geschlecht der Satyrn, Silenen, Faunen und Pane bezeichnet überhaupt bei den Alten Gottheiten des Waldes und des Landlebens, erwachsen aus verschiedenen Ideen. Dem Bacchus sind die Satyrn und Silenen stets als Gefolge beigesellt, in welcher Bedeutung, ist nicht mehr zu bestimmen, wie denn der Ursprung der Vorstellung von ihnen sich in ziemlich frühe Zeiten verliert. Vielleicht entstand sie aus der Bekleidung der Menschen mit Thierfellen; vielleicht sollte das Bild nur symbolisch sein und die rohe, wilde Menschennatur vorstellen. Als Eltern der Satyrn werden Mercur und die Nymphe Iphtime, von Andern Bacchus und die Najade Nicäa genannt. Sie waren wollüstig und liebten die Musik. Bei den Bacchusfesten erschienen sie immer musicirend und tanzend.

Satyre, im weitern Sinne jeder witzige Spott über fremde Fehler oder Blößen (daher auch satyrischer Mensch, satyr. Laune, satyr. Bilder); im engern und eigentlichen Sinne ein Gedicht, das in einem launigen oder ernstern Tone die Fehler und Thorheiten der Menschen von ihrer lächerlichen Seite darstellt, oder mit der Geißel des Spottes verfolgt. Diese Dichtungsart hatte ihren Ursprung bei den Römern; der Name Satyre ist von dem lat. Worte satur (keineswegs von Satyr) abzuleiten und bezieht sich zunächst auf die Mischung der Gegenstände und Versmaße, die in den frühern Werken dieser Gattung stattfand. Die Satyre, als besondere Dichtungsart, gehört der didaktischen Gattung an; es gilt mithin von ihr, was von dem Lehrgedicht im Allgemeinen gesagt worden ist. Gewöhnlich unterscheidet man eine ernsthafte oder strafende, und muntere oder lachende Gattung der Satyre. Jene greift unwahre oder unsittliche Richtun-

gen und Bestrebungen der Menschen an, zeigt sie in ihrer verderblichen und hassenswerthen Gestalt und bestraft sie mit Ernst und Nachdruck. Diese hingegen stellt das Falsche und Thörichte in menschlichen Handlungen unter der Form des Lächerlichen mit Witz und Laune dar. Vornehmlich sind diejenigen Laster und Thorheiten ein Gegenstand der Satyre, die in der menschlichen Gesellschaft überhaupt, oder in irgend einem Staate, einem Stande und Zeitalter herrschend geworden sind; denn eigentlich soll sie mehr wider die Sache als wider die Person gerichtet sein. Daraus ergibt sich als vornehmste Eigenschaft, die dem satyrischen Dichter nöthig ist, Scharfsichtigkeit in der Beobachtung menschlicher Laster u. Thorheiten, mithin genaue Kenntniß des Menschen u. der Sitten; nächstdem lebhaftes Gefühl Dessen, was er schildert, bestraft und belacht, um es in seiner ganzen Verwerflichkeit oder Unschicklichkeit einzusehen und darzustellen; eigenthümliche satyrische Laune, wozu die Grundlage selbst in jenem höheren Grade des Scharfsinns und lebhaftern Gefühls zu suchen und mit treffendem Witz der Gedanken und des Ausdrucks zu verbinden ist. Der Tadel und die Züchtigung menschlicher Fehler und Thorheiten in schildernder Form, den man im Allgemeinen das Satyrische nennt, läßt sich aber nicht bloß in einem besondern Gedicht, sondern auch in einzelnen Theilen und Wendungen desselben oft als eingestreute Würze anbringen. In Form und Einkleidung erlaubt das Satyrische in der Poesie große Mannigfaltigkeit. Es läßt sich in Briefen, Erzählungen, Gesprächen, Schauspielen (wie bei Aristophanes), Liedern, Epopöien, Fabeln ꝛc. anbringen. Die gewöhnlichste Form der Satyre aber ist die der selbstständigen didaktischen Satyre, in welcher jedoch die Lehren nicht unmittelbar Zweck der Darstellung sind. Zur Versart der Satyre wählten die Alten den Jambus oder den Hexameter, die Neuern im Allgemeinen den Jambus, und zwar bald den

Alexandriner, bald den fünffüßigen Jambus und letztern entweder reimlos, oder in irgend einer gereimten Form. Die eigentliche didaktische Satyre entstand erst bei den Römern, und ihr Urheber war Lucil; mehr Ausbildung gaben nachher Horaz der muntern, die er als launigen Discurs **Sermones** nannte, Juvenal und Persius der ernsthaften Gattung. (Ueber die römische Satyre haben Vulpius, König und Casaubonus geschrieben. Ein vortreffl. Aufsatz über dieselbe, von W. Wachsmuth, findet sich in dessen »Athenäum,« 1. Bd., 2. Heft.) Von den Neuern nennen wir bei den Italienern Ariosto, Alamanni, Salvator Rosa, Menzini, Dotti, Gasparo Gozzi, Alfieri; bei den Spaniern Cervantes, Quevedo und Saavedra; bei den Franzosen Regnier, Boileau und Voltaire; bei den Engländern Donne, Rochester, Pope, Swift, Young, Churchill, Johnson und Peter Pindar (Wolcott); bei den Polen Krasiczky; und bei den Deutschen Seb. Brand, Murner, Ulr. Hutten, Fischart, Rollenhagen, Rochel, Canitz, Liskov, Haller, Hagedorn, Rabener, Sturz, Stolberg, Kästner, Pfeffel, Lichtenberg, Falk, Wieland, Tieck, Wetzel, Weisser, Haug ꝛc. Die Griechen hatten die eigentliche Satyre nicht: das Gedicht des Archilochus, sowie des Simonides, war mehr ein Schmähgedicht, und die Sillen hatten zwar wahrscheinlich eine didaktische Form, gehörten aber mehr zu den Parodien. Ganz verschieden von der Satyre aber war das Drama satyrikon, Satyrenspiel, der Griechen, von Pratinas erfunden, eine Mischung tragischer, wenigstens heroischer Handlung mit dem Komischen. Diese Dramen dienten zu Nach- und Zwischenspielen und hatten einen niedrig-komischen Charakter. Wir besitzen von ihnen noch den einzigen Cyklops des Euripides. Vgl. Eichstädt, »**De dramate Graecorum comico-satyrico etc.**« und Hermann und Pinzger über denselben Gegenstand (Berl. 1822).

Satz bezeichnet in der Grammatik und Stylistik eine Verbin-

dung von Worten, welche für sich einen Sinn gibt. Logisch betrachtet, ist der Satz ein ausgedrücktes (einfaches oder zusammengesetztes) Urtheil. In der Musik bezeichnet Satz theils eine Tonverbindung, die einen vollständigen Sinn gibt, theils ein Musikstück, welches einen untergeordneten Theil eines großen Musikstücks ausmacht, theils die harmonische Ausarbeitung eines Tonstücks und die Kunst derselben (Setzkunst); endlich auch die Formen der harmonischen Ausarbeitung, z. B. zweistimmiger, dreistimmiger, vierstimmiger Satz.

Sauerbrunnen oder **Säuerlinge** heißen solche Quellen oder Brunnen, welche eine große Menge Luft- oder Kohlensäure enthalten, die ihnen einen stechenden, geistigen Geschmack gibt, welche aber durch Umschütteln, oder wenn es frei an der Luft steht, davon geht. s. Gesundbrunnen.

Sauerkleesalz (sal acetosellae, sal oxalis) heißt das aus dem frischen Safte des Sauerklees und des Sauerampfers gefertigte Salz, sauerschmeckend, bald im Munde fließend und im Wasser sich leicht auflösend. Das vorzüglichste wird in der Schweiz gemacht, wo es vollkommen weiß ist und aus schönen Krystallen besteht. In der Medicin wird es als durstlöschendes, der Fäulniß wehrendes Mittel gebraucht.

Säuerling, s. Sauerbrunnen.

Sauerstoff, Oxygen, einer der wichtigsten Stoffe. Seine einfachste Form ist die Luftform (Sauerstoffgas, Oxygengas); in selbiger ist er farbenlos, elastisch gleich der gemeinen Luft. (s. Gasarten.) Um ihn so darzustellen, scheidet man den Sauerstoff aus Braunsteinoxyd (Graubraunsteinerz), rothem Quecksilberpräcipität, Salpeter ꝛc. durchs Glühen in einer Retorte, und fängt die entweichende Luft unter Wasser auf. Diese zeigt sich als das Verbrennen ungemein begünstigend, denn ein glimmender Span brennt lodernd darin auf,

heißer Stahl brennt mit Funkensprühen, jeder andere Körper verbreitet darin 5 Mal mehr Licht als in gemeiner Luft. Ebenso beschleunigt sie das Athmen: Thiere athmen schneller, erhitzen sich darin, und scheinen Wohlbehagen zu fühlen. Sementini schlägt vor, sie gegen den Scheintod, erwärmt mit einem Blasebalge in die Lungen zu treiben, und will glückliche Folgen dieses Verfahrens gesehen haben. Während des Brennens vereinigt sich der brennende Körper mit dem Sauerstoffe der Luft, und beide geben ihr Licht und ihre Wärme als Feuer von sich; das Produkt der Verbrennung ist allezeit eine Verbindung des Verbrannten mit Sauerstoff, es sei luftförmig, flüssig oder fest. Verbrennt man irgend einen brennlichen Stoff, z. B. Phosphor, in Sauerstoffluft (in einem umgestürzten Bierglase, das in einem Teller mit Wasser steht), so findet sich, daß eine gewisse Menge des Phosphors einer gewissen Menge jener Luft, die während des Brennens verschwindet und durch eindringendes Wasser ersetzt wird, bedarf, bei ihrem Mangel aber verlischt. Dasselbe wird in gemeiner Luft stattfinden (nur mit dem Unterschiede, daß wegen ihres Gehalts an Stickstoffluft allezeit 78 Theile Rückstand bleiben und Alles langsamer vor sich geht) und beruht auf denselben Ursachen, weil 21 — 22 Procent Sauerstoffluft in ihr enthalten sind. Die durchs Verbrennen mit Sauerstoff entstandenen Produkte sind bisweilen von neutralen Eigenschaften, wie das Wasser, welches durch Verbrennung des Wasserstoffs in Sauerstoff bereitet werden kann; viele sind offenbar sauer, wie Dünste aus brennendem Schwefel, der Farben bleicht, andre aber sind Körper, welche in ihren Eigenschaften den Säuren gerade entgegengesetzt sind und basische Oxyde heißen, wie mehrere der verbrannten Metalle. Die Körper verbinden sich nur in bestimmten Verhältnissen mit dem Sauerstoffe, mehrere aber in mehreren Stufen. Die Chemiker nennen diese Oxyde in der ersten Stufe Protoxyd, in der zweiten

Deutoxyd, in der höchsten Peroxyd; es findet sich, daß die Menge des Sauerstoffs, welche den ersten Grad bildet, anderthalbfach oder zweifach in dem zweiten ist und so mit jeder Stufe in bestimmter Menge wächst. Erwägt man die vielen Verbrennungen, die täglich in der Luft vorgehen und nebst dem Athmen der Thiere eine ungeheure Menge Sauerstoff verzehren, so muß man sich wundern da die Luft überall aus gleichen Verhältnissen Stickstoffluft und Sauerstoffluft besteht, wo der Ersatz dieser letztern immer herkommt. De Luc meint, aus dem Wasser. Dann müßten aber Wasserstoff und Stickstoff einerlei Grundbestandtheile haben und in einander übergehen können. Die grünen Theile der Pflanzen geben im Sonnenscheine viel Sauerstoffluft her und ersetzen so den Abgang etwas im Sommer, aber im Winter bleibt der Ersatz aus, ohne daß dadurch das Mischungsverhältniß der Luft geändert wird. Ueberhaupt ist die Thierwelt durch Oxydation mit der Atmosphäre verbunden, indem sie ihr Sauerstoff, wenn nicht entzieht, doch ihn zur Kohlensäure umschafft; die Pflanzenwelt hängt durch Desoxydation mit der Atmosphäre zusammen, denn die Vegetabilien nehmen oxydirte Produkte, wie Kohlensäure und Wasser, auf, behalten die brennbare Grundlage dieser Körper zur eignen Ernährung und entlassen den Sauerstoff im Sonnenlichte luftförmig. Der Sauerstoff spielt eine Hauptrolle in Lavoisier's antiphlogistischem Systeme und begründet, mittelst seiner Einführung in die Erklärung der Erscheinungen, den charakteristischen Unterschied desselben von der ältern Stahl'schen oder phlogistischen Ansicht.

Säugthiere (mammalia) machen die erste Klasse des Thierreichs aus. Sie haben ein Herz mit 2 Kammern, 2 Ohren u. rothes warmes Blut. Die äußere Bedeckung ihrer Oberhaut besteht, die Wasserthiere ausgenommen, in Haaren, die in ihrer Weiche, Länge u. Ordnung verschieden und den Thieren kalter Erdgegenden dichter und

reichlicher als denen der wärmern zugetheilt sind. Man sieht diese Haare borstig beim Schweine, in Stacheln übergehend beim Igel und Stachelschweine, in Schuppen beim Panzerthiere, in Schilder beim Gürtelthiere. Ebenso setzen sie sich bei den meisten in den Schwanz fort. Linné bringt diese Thiere in folgende Ordnungen: 1) **Primates**, welche den Menschen, das Lemur, den Affen und die Fledermaus umfassen; 2) **Bruta**, wohin der Ameisenbär, das Rhinoceros, der Elephant, das Wallroß, Faulthier, Schuppen- und Gürtelthier; 3) **Ferae**, wozu das Geschlecht der Hunde, Wiesel, Maulwürfe, Beutelratten rc. 4) **Glires**, wohin die Mäuse, Hasen, Eichhörner, Biber rc. 5) **Pecora**, wohin das Rind, Kameel, der Hirsch, das Schaf, die Gazellen rc. 6) **Belluae**, wohin Pferd und Schweine; 7) **Cetae**, in welche die Wassersäugethiere, der Wallfisch, Delphin rc. gehören.

Saugwerk, Saugpumpen, s. Pumpen.

Saul, König in Israel um das J. 1050 v. Chr. G., aus dem Stamme Benjamin, wurde vom Hohenpriester Samuel zum Könige ernannt, als das Volk der Priesterregierung müde war. Er fiel in einer Schlacht wider die Philister durch Selbstmord.

Säule, eine runde, freistehende, sich nach oben verdünnende Stütze der Bauwerke. Der Ursprung der Säulen fällt in die entferntesten Zeiten. Die Tempel scheinen die ersten Gebäude gewesen zu sein, deren größerer Umfang es nöthig machte, das Dach durch einige senkrechte Stützen vor dem Einsturz zu sichern. Man wählte dazu in Griechenland, und wo man an Holz Ueberfluß hatte, Baumstämme, von deren Gestalt sich unstreitig die Form der nachherigen Säule herschreibt. Da, wo man aus Mangel an Holz von Anfang an mit Steinen baute, wie in Aegypten, waren die ersten Säulen rohe, plumpe Steinblöcke, ohne Zierrath oder Absatz, die erst später eine gefälligere Form erhielten. An einer Säule unterscheidet man

gewöhnlich 3 Theile: den Säulenstuhl oder das Postament, auch Piedestal, die Säule und das Gebälke. Die Säule besteht aus dem Fuße, dem Schafte und dem Knaufe oder Capitäle. Der Fuß oder die Basis enthält den ebenen Untersatz, und ein oder mehrere runde Glieder, um der Säule einen Anfang zu geben. Der Schaft ist der mittlere Theil der Säule zwischen dem Fuße und dem Knaufe. Der Knauf ist nothwendig, die Säule oben als vollendet vorzustellen. Ohne diesen und die runden Glieder des Fußes würde die Säule nur eine abgeschnittene Stütze, kein schönes Ganzes sein, das seine bestimmten Grenzen hat. Die Säule wird nach oben zu etwas zusammengezogen oder verjüngt; bis zum dritten Theil ihrer Höhe pflegt man sie senkrecht laufen zu lassen. Das Gebälk endlich besteht aus dem Haupt- oder Unterbalken (Architrav), der auf dem Capitäle ruht, dem Borten oder Fries, und dem Kranze oder Karnieß. Zum Maßstab der Säulen bedient man sich gewöhnlich des halben Durchmessers des Schafts, welchen man Modul nennt, und welchen Vignola für die beiden untersten Ordnungen in 2, für die 3 höhern in 18 Theile theilt.

Säulenordnung. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man den besondern Styl, die Anordnung der Theile der Säulen zu einem kunstvollen Ganzen. Man unterscheidet 5 Säulenordnungen: die thuscische oder toscanische, dorische, jonische, korinthische und römische; die erste und letzte sind zusammengesetzt. Das Kennzeichen der **toscanischen** Ordnung ist, daß sie gegen ihre Höhe einen verhältnißmäßig dicken Schaft, wenige und starke Glieder hat, weshalb man sie rustica nannte. Die Säule (Schaft mit Fuß u. Capitäl) hat noch Vitruv und Vignola 14 Modul zur Höhe, wovon auf Fuß und Capitäl auf jedes eins kommen. Das Gebälk hat nach Letzterm $3\frac{1}{2}$ Modul, nämlich der Architrav 1, der Fries $1\frac{1}{6}$, der Kranz $1\frac{2}{6}$. Die **dorische** Ordnung hat zum Hauptkennzeichen die Triglyphen oder Drei-

schlitze (Darstellung der dreiseitigen Apolloleier) im Friese, welche die Köpfe der auf dem Architrav liegenden Balken vorstellen und 2 prismatische Vertiefungen mit 2 halben auf der Seite haben. Die Zwischenräume heißen Metopen. Ueber jeder Säule muß gerade nach ihrer Mittellinie ein Dreischlitz treffen. Man nimmt es nach Vitruv als eine Regel an, daß die Dreischlitze 1 Modul breit und 1½ Modul hoch, die Metopen aber ein Quadrat sein sollen. Auch pflegt man die Triglyphen zwischen 2 Säulen gern in ungerader Anzahl sein zu lassen. An den vorspringenden und einwärtsgehenden Winkeln machen die Triglyphen und Metopen Schwierigkeit. Der Charakter dieser Ordnung ist Großartigkeit, majestätische Schönheit, die keine feine Zierrathen, aber durchaus Fleiß und einfachen Reichthum zeigt. Die Höhe der Säule war bei den Griechen anfangs nur 12 Modul, hernach 14 und in den Schauspielhäusern 15. Vignola gibt ihr 16 Modul, wovon 1 der Fuß und 1 das Capitäl erhält. Beide sind wenig mehr geschmückt als die toscanischen. Einige geben der dorischen Säule zwar den schönen attischen Säulenfuß, jedoch unpassend. Der Kranz in dieser Ordnung ist stark vorspringend, nach Vignola 2 Modul über die Fläche des Schafts. Daher hat man der Kranzleiste zur Unterstützung die Dielenköpfe gegeben, die 1 Modul breit und ¼ Modul hoch sind und über jedem Dreischlitze sich befinden. Man erklärt sie für die Hervorragung der Dielen über den Balken. Oder besser, sie dienten bloß zur Unterstützung der starken Ausladung des Kranzes. Man gebraucht auch schon in dieser Ordnung die weiter unten vorkommenden Zahnschnitte. Unter den Triglyphen sind noch im Architrav 6 kleine konische Körperchen, Trophen, angebracht, dergleichen man auch auf der Unterfläche der Kranzleiste anzubringen pflegt. Die Triglyphen fallen in den höhern Ordnungen weg, indem man die Balkenköpfe verkleidet. Die jonische Ordnung hat zum Kennzeichen

ein mit 2 Schnecken auf 2 Seiten oder ein mit 4 doppelseitigen Schnecken auf den 4 Ecken geziertes Capitäl. Jenes ist das Capitäl der Alten, welches die Neuern verschönert haben. Man hat es ganz artig mit einem gelockten Mädchenkopfe verglichen. Anfangs hatte die Säule nur 16 Modul, hernach 17, und Vignola u. andre Neuere geben ihr 18. Der von Vitruv beschriebene Säulenfuß ist wegen des starken Pfühls über den vielen kleinen Gliedern fehlerhaft. Besser gebraucht man den attischen. Der Hauptbalken wird der Zierlichkeit wegen in 3 Streifen abgetheilt. Der Fries bleibt entweder glatt od. wird mit schicklicher Bildhauerarbeit geschmückt. Der Kranz bekommt auf einem platten Gliede zwischen dem Fries und der Kranzleiste, um das Glatte zu unterbrechen, oft einen Zierrath, der aus kleinen hervorspringenden Theilen mit Zwischenräumen besteht. Man nennt sie Zahnschnitte (Kälberzähne). Angemessener scheint es, die Kranzleiste durch glatte Sparrenköpfe zu unterstützen, wie durch die niedrigern Dielenköpfe in dem dorischen Kranze. Anmuth und weibliche Zierlichkeit ist der Charakter dieser Ordnung. Der attische Säulenfuß besteht aus einem Untersatze, einem Pfühle, einem Riemchen, einer Einziehung, einem Riemchen, einem Pfühle und einem Saume von bestimmten Verhältnissen. Der Untersatz beträgt $2\frac{7}{9}$ Modul. Das Meisterstück der Baukunst ist die korinthische Säulenordnung. Sie zieht sogleich das Auge an durch das schöne Capitäl, ein großes rundes Gefäß, mit einem viereckigen, auf den Seiten eingebogenen Deckel, der unten mit 2 Reihen, jeder von 8 Blättern, umfaßt ist, hinter welchen 4 Stiele, jeder 2 kleinere Blätter unter den 4 größern Schnecken an den 4 Ecken und den 4 Paar kleinern unter der Mitte der Seiten sich krümmend, in die Höhe gehen lassen. Diese Schnecken nehmen gleichfalls aus den Stielen ihren Ursprung und unterstützen auf eine ungezwungene Art den Deckel des Capitäls. Die Höhe der

Säule mit Capitäl und Fuß ist nach Vignola 20 Modul, wodurch sie ein zu dem Ganzen passendes schlankes Ansehn bekommt. Am angemessensten ist für sie der attische Fuß, dem man an den Pfühlen noch einen Ring zusetzen kann. In dem Gebälke bekommen die Streifen des Architravs eine Kehlleiste am obern Rande, die an dem obersten noch mit einem Ueberschlage und Stabe eingefaßt wird. Der Fries wird oft mit Bildhauerarbeit verziert; der Kranz bekommt unter der Kranzleiste zierlich geschweifte Sparrenköpfe und in dem untern Theile noch Zahnschnitte. Die ganze Ordnung ist durch die Verhältnisse der Theile, die Feinheit der Verzierungen und die Uebereinstimmung ein vollendetes Muster der architektonischen Schönheit. Die römische Ordnung, oder die zusammengesetzte, unterscheidet sich von der korinthischen hauptsächlich in dem Capitäl, welches aus dem jonischen und korinthischen zusammengesetzt ist, indem aus jenem die großen Voluten oder Schnecken mit den dazwischen befindlichen runden Gliedern, aus diesem die breiten Hauptreihen von Blättern entlehnt sind. Die dritte Reihe, welche in dem letztern sich unter den Schnecken hinkrümmt, ist hier nicht befindlich. Doch sind Stiele mit kurzen Blättern vorhanden. Das Verhältniß der Höhe zur Dicke dieser Säule ist wie bei der korinthischen. Uebrigens möchte sie noch die meisten Freiheiten gestatten, daher sie am schicklichsten da gebraucht wird, wo man der Einbildungskraft freieres Spiel lassen will. Der wahre Unterschied der Säulenordnung möchte wohl in dem Verhältnisse der Höhe des Schaftes zu seiner Dicke, in dem größern oder geringern Maße der Zierrathen und den damit übereinkommenden feinern oder gröbern Gliedern der Haupttheile bestehen, sodaß man die Zahl der Säulenordnungen auf 3, die dorische (von gefallender Stärke), die jonische (von zierlicher Einfachheit) und die korinthische (von geschmackvoller Pracht) zurückführen kann. Auf die Verzierung des Capitäls kommt

es nur insofern an, als diesem bei den feinern Ordnungen mehr Verzierung zukommt. Eine sechste oder deutsche Säulenordnung ist völlig unstatthaft, denn sie unterscheidet sich von der jonischen nur durch das schlechtere Capitál und einige willkürliche Veränderungen der kleinen Glieder. — Die Wahl der Säulenordnung bei einem Gebäude hängt von der Bestimmung desselben ab. Die toscanische Ordnung dient zu Stadtthoren, Arsenälen, Leuchtthürmen, Brunnen und dergl. Die dorische Ordnung paßt besonders für gottesdienstliche Gebäude, die jonische für Lustschlösser, im Innern der Gebäude, auch als zweite Ordnung an ihrer Außenseite. Die korinthische Ordnung dient zur Verzierung fürstl. Paläste, überhaupt da, wo Zierlichkeit u. Pracht der Stärke und Einfachheit vorgezogen werden. Der Gebrauch der römischen Säule ist schon oben angegeben. Wo mehrere Säulenordnungen übereinandergestellt werden, nimmt die stärkere allemal den niedrigern Platz ein. Die Axen der Säulen müssen in eine gerade Linie fallen. Die obere Säule wird unten so dick, als die nächst untere Säule am Knaufe ist. Man pflegt auch die obere Säule um einen Modul der nächst untern Säule niedriger zu machen als diese. Um indeß die Einheit nicht zu verletzen, ist bei Uebereinanderstellung der Säulen alles wohl zu berücksichtigen. Eine korinthische Säulenreihe über einer toscanischen oder dorischen würde durchaus nicht passen, ebenso wenig sind 3 verschiedene Ordnungen übereinander zuzulassen. Zwei oder 3 ähnliche aber erzeugen Einförmigkeit. Man wird dergleichen Uebereinanderstellungen, zumal an Wohngebäuden, am besten ganz vermeiden. S. Ludw. Voch in s. »Unterricht in der Aufreißung der 5 Säulenordnungen« (Augsb. 1779) und s. »Anwendung der 5 Säulen ꝛc., besonders aber Weinbrenner in s. Werk über die Säulenordnungen (Tübingen 1809), und L. Schöpf,

»Die einzelnen Theile der Säulenordnung mit Schattenbestimmungen« (m. Kpfrn., Leipzig 1821).

Säulenstuhl, s. Postament.

Saurau, eine katholische, steiermärkische, seit 500 Jahren blühende, jetzt gräfliche Familie. Majoratsherr ist der Graf Maria Zeno Saurau, Freiherr auf Ligist und Wolkenstein, Erbmarschall in Steiermark, k. k. Kämmerer, geb. 1792, unvermählt, und der Oheim Graf Franz Oberstlandmarschall in Steiermark, k. k. Kämmerer, Geh. Rath, oberster Hofkanzler, Minister des Innern, Staats- und Conferenzminister, dessen Wirkungskreis so viel Gutes in Oesterreich schuf, ohne Kinder.

Säure (Acidum) ist der Name für eine Klasse zusammengesetzter Körper, die folgende Eigenschaften haben: sie schmecken sauer, färben blaue Pflanzenfarben roth, lösen sich im Wasser auf und haben große Verwandtschaft zu den Alkalien, Erden und Metalloxyden; sie bilden mit den erstern Neutralsalze, mit den zweiten Mittelsalze und mit den dritten metallische Mittelsalze. Vielen Säuren fehlt zwar der saure Geschmack; aber alle besitzen die Verwandtschaft zu den 3 Klassen der Salzbasen als ihre auszeichnende Eigenschaft. Einige Säuren kommen nur im flüssigen Zustande vor, entweder luftförmig, wie die Kohlenstoffsäure, oder mit Wasser verbunden, welches sie zu ihrer Bildung durchaus nothwendig haben, wie die Schwefelsäure, andere in starrer Form und krystallisirt, wie die Benzoe-, Weinstein- und Boraxsäure. Sie sind alle zusammengesetzte Körper; die mehrsten bestehen aus Sauerstoff mit noch einem, 2 oder 3 andern Körpern; andere sind aus Wasserstoff und Schwefel oder Halogen gebildet. Gewöhnlich vertheilt man sie in 4 Klassen, wovon die 3 ersten diejenigen enthalten, welche Sauerstoff in ihrer Mischung haben, und zwar kommen in die erste Klasse die aus Sauerstoff und einem zweiten

Körper bestehenden, wie die Schwefelsäure, Phosphorsäure, Boraxsäure u. a.

Saurin (Jacques), ein berühmter franz. Kanzelredner, geb. zu Nismes 1677. Obgleich er, der Sohn eines angesehenen Advocaten, einige Zeit lang in Kriegsdiensten gestanden hatte, so kehrte er doch nachher nach Genf u. zu seinen Studien zurück. In der Folge (1700) ging er nach Holland, England, kam wieder nach Haag und hier errichtete man seinetwegen eine ganz neue Predigerstelle, die er mit außerordentlichem Beifalle, besonders bei seinem schönen Aeußern, seiner schönen Stimme und dem Feuer in seinem Vortrage, bekleidete. Abbadie, als er ihn das erste Mal hörte, brach in die Worte aus: »Ist es ein Engel oder ein Mensch, der hier redet?« Er starb 1730 und seine Reden (Sermons) in 5 Bänden sind die vorzüglichsten seiner Schriften.

Saussure (Horace Benedicte de), Naturforscher, geb. 1740 zu Genf, der Sohn von Nicolas de S. Er besuchte 2 Mal Frankreich, ein Mal um die vulkanischen Gebirge in Viennois, Forez und Auvergne zu untersuchen, das andere Mal um sich über Montgolfier's aërostatische Maschine zu belehren. Auch Holland und England bereiste er, und ward in dem letztern Lande mit Franklin bekannt. Der Bau und die Höhe der Berge machten 2 Lieblingsgegenstände seiner Naturforschungen aus. Als er in Italien reiste, untersuchte er die Eisenminen auf Elba sehr genau, bestieg mit Sir William Hamilton den Vesuv und maß die Höhe des Aetna. Die Kräuterkunde liebte er gleichfalls sehr, und entdeckte mehrere Gattungen von Mosen. In einem Briefwechsel mit Spallanzani bewies er, daß die Infusionsthierchen, sowie die Polypen, sich wiedererzeugen. Auch zeigte er eine große Geschicklichkeit in Erfindung neuer Instrumente zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen, z. B. eines Elektrometers, eines Hygro-

meters, Heliothermometers u. a. Am berühmtesten ward S. durch seine Erforschungen der Gebirge. Er besuchte, wie schon einige Engländer vor ihm gethan hatten, die Eisberge von Chamouny, und machte alle Jahre Reisen nach den Alpen, die er 1779 schon 14 Mal von 8 verschiedenen Seiten bestiegen hatte. 1787 bestieg er auch den Gipfel des Montblanc, und maß nach barometrischen Beobachtungen seine Höhe. Wegen seiner vortrefflichen Schriften ward er von den berühmtesten gelehrten Gesellschaften als Mitglied aufgenommen; die vornehmsten und geistreichsten Reisenden, welche nach Genf kamen, besuchten ihn, um sich von ihm belehren zu lassen und sein an Naturseltenheiten reiches Cabinet zu sehen. Er stiftete an seinem Wohnorte, wo er einer allgemeinen Verehrung genoß, eine Gesellschaft der Künste, deren Präsident er bis an seinen Tod blieb und die sich um den Flor der Fabriken daselbst höchst verdient machte, sowie er überhaupt auf alle Weise bemüht war, das allgemeine Wohl zu befördern. Als Genf mit der franz. Republik vereinigt worden, ward de S. zum Deputirten bei der Nationalversammlung ernannt. Aber diese Staatsumwälzung raubte ihm den größten Theil seines Vermögens und s. Gemüthsruhe. Er erlag dem Unglück und starb den 22. Jan. 1799. Unter seinen Schriften zeichnen sich seine »Essais sur l'hygrométrie« (1783; deutsch von J. D. Titius, Leipz. 1784) durch eine Fülle neuer und richtiger Bemerkungen in meteorologischer Hinsicht, u. seine »Voyages dans les Alpes« (1779—96, 4 Bde., 4.; deutsch v. J. S. Wyttenbach, Leipzig 1781—88), besonders aus.

Savannen. Die Oberfläche Amerikas ist von dem alten Festlande besonders darin auffallend verschieden, daß die an die höchsten Gipfel sich lehnenden Hochebenen durch große Niederungen getrennt sind. So grenzen die Gebiete der Cordilleren und der Hochebenen Mexicos unmittelbar an die Ebenen, die der Missisippi, der

Amazonenfluß und der Parana durchströmen. Diese Ebenen sind bald mit hohen Kräutern bedeckt, wie die Savannen im Missisippigebiete, bald Flächen, wie die Llanos in Caraccas, die theils von der Sonne verkalkt, theils von tropischen Regen getränkt, mit Gräsern bekleidet sind, theils wie die Pampas, Anhäufungen von Flugsand, mit salzigen Teichen abwechselnd und mit Salzpflanzen bedeckt. Die Savannen, die sich durch das große Stromgebiet hinziehen, sind wellenförmige, durch den Schlamm der Stöme befruchtete Flächen, die sich wie ein unermeßliches grünes Meer bis an den Himmelsrand ausdehnen, nur stellenweise von Bäumen beschattet und von zahllosen Bisonheerden belebt. Der Boden ist üppig und fruchtbar, aber auch ebenso ungesund als anderswo die Marschen, und hier und da mit Natrumseen bedeckt. Die Bäume, die man daselbst findet, gehören zum Geschlecht der Wasserpflanzen, stehen aber nur einzeln oder in Gruppen, während der größte Theil der Savannen mit langem saftigen Grase und Gesträuche bekleidet ist. Die Wachsmyrte (**Myrica cerifera**) zeichnet sich hier unter mehreren Gattungen der Azalia, der Andromeda und des Rhododendron aus, hier zerstreut, dort in Gruppen, und von schönblühenden Pflanzen umrankt, die ihre Aeste schmücken. Selbst die Ufer der Teiche und die niedrigen und sumpfigen Stellen entbehren nicht eines ähnlichen Schmucks.

Savary (René), Herzog v. Rovigo, geb. 1774, Napoleons Polizeiminister &c., diente seit 1789 in der Linie mit Auszeichnung, 1796 unter Moreau und 1799 unter Desaix in Aegypten. Nach Desaix's Tode bei Marengo 1800 ward er Napoleons Generaladjutant, und bald darauf mit der geheimen Polizei beauftragt. Klug, thätig und gewandt, z. B. bei der Entdeckung der Verschwörung von Georges und Pichegru, dabei dem Kaiser mit Eifer ergeben, erlangte er bald dessen Vertrauen. Napoleon übertrug ihm wichtige Sendun=

gen, z. B. nach der Schlacht bei Austerlitz in das österreich.-russische Hauptquartier und 1808 nach Madrid zu Ferdinand VII., den er nach Bayonne zu kommen bewog. Daß er aber Wright's und Pichegru's angebliche Ermordung bewerkstelligt habe, ist ein von ihm und von A. längst widerlegtes Gerücht. Wegen eines glänzenden Angriffs, den er in der Schlacht bei Friedland 1807, an der Spitze seines Regiments mit Erfolg unternahm, ernannte ihn der Kaiser zum Herzoge v. Rovigo, und als Fouché in Ungnade fiel, 3. Juni 1810, zu seinem Polizeiminister. Malet's Verschwörung (23. Oct. 1812) entzog ihm nicht das Vertrauen seines Gebieters. Nach Napoleons Rückkehr von Elba erhielt jedoch Fouché das Polizeiministerium, S. ward zum Generalinspector der Gendarmerie u. zum Pair von Frankreich ernannt. Es ist bekannt, daß die britische Regierung ihm nicht erlaubte, seinen Herrn nach St.-Helena zu begleiten. In Malta gefangen gehalten, entfloh er im April 1816 nach Smyrna, ging darauf 1817 nach Triest, um sich gegen das über ihn am 25. Dec. 1816 zu Paris von einem Kriegsgerichte ausgesprochene Todesurtheil zu vertheidigen, ward aber zu Grätz unter Aufsicht gestellt, bis er im Juni 1818 sich wieder nach Smyrna begeben durfte, wo er Handelsgeschäfte trieb. 1819 ging er nach London und von hier nach Paris, stellte sich daselbst vor Gericht und ward am 27. Dec. 1819 freigesprochen. Darauf lebte er als Privatmann, trat jedoch bald wieder in die Salons der Hauptstadt ein und erlangte durch seine Verbindungen die Erlaubniß des Königs von Preußen, in Berlin, wohin er sich 1823 begab, seine (nach dem pariser Frieden unstatthafte) Reclamationsklage auf Entschädigung, für seine in den preuß. Staaten belegenen Dotationsgüter, die der König dem General Grafen v. Gneisenau geschenkt hatte, gegen den königl. Fiscus vor einem königl. preuß. Gerichtshofe anzubringen. Er ging hierauf nach Paris zurück und

gab daselbst, um eine Stelle im »Mémorial« des Grafen Las Cases zu widerlegen, ein Bruchstück aus seinen Memoiren heraus: »Sur la catastrophe de Msgr. le duc d'Enghien«, worin er sein Mitwissen an der Verhaftung und Hinrichtung des Herzogs ableugnete und dagegen behauptete, daß Alles, ohne Vorwissen Napoleons, durch den Minister, der damals an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stand (Talleyrand), berechnet und vollzogen worden sei. Allein Talleyrand rechtfertigte sich gegen Ludwig XVIII., und andere Schriften über jenes Ereigniß, vorzüglich die des Generals Hullin und die von Dupin, belasteten den Herzog von Rovigo mit solchen Angaben, daß man ihn vom Mitwissen an der schleunigen Vollziehung des Urtheils nicht freisprechen kann. Dem Herzog von Rovigo wurde damals der Hof verboten und er lebt seitdem in großer Zurückgezogenheit. Die Rechtfertigungsschrift: »Mémoire du duc de Rovigo sur la mort de Pichegru, du capitaine Wright, de Mr. Bathurst, et sur quelques autres circonstances de sa vie« (Paris 1825), hat die für S. nachtheiligen Gerüchte ebenfalls entkräftet, obwohl die Vorgänge mit Wright und Bathurst noch immer einer weitern Aufklärung bedürftig sind. S. hat überhaupt nicht Alles gesagt, was er weiß.

Savigny (Friedr. Karl v.), geb. 1779 zu Frankfurt am Main, einer der berühmtesten lebenden Lehrer des römischen Rechts. Durch gelehrte Reisen begründete er bereits im Auslande seinen Namen, ehe er in Marburg Professor der Rechte wurde, woselbst er seine Theorie des Besitzrechts schrieb. Dann lehrte er als Professor in Landshut, und ging 1810 zur Universität in Berlin über, woselbst er jetzt Mitglied der Akademie der Wissenschaften, des Staatsraths und des rheinischen Revisionshofes ist. In seinen Vorlesungen über Institutionen, Pandekten und über die Geschichte des römischen Rechts

gewann er gleichen Beifall als seine Schriften gefunden haben, worin er manches Recht klarer, als früher bekannt war, aus historischen Quellen zu entwickeln sucht. S. »Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter«, wie die Abhandlungen in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft werden geschätzt. Seine Theorie, das Recht auf historischem Wege zu entwickeln, schließt keinesweges Rechtsdemonstrationen aus dem natürlichen Recht oder der Billigkeit aus, harmonirt aber direct mit manchen Regierungsansichten außer der Sphäre des bürgerlichen und peinlichen Rechts, bahnte seinen Talenten eine leichtere Anerkennung, und dürfte die Einführung neuer Landrechte, welche das bisherige gemeine Recht verdrängen könnten, wohl etwas erschwert haben.

Savonarola (Geronimo), ein durch sein bewundernswürdiges Rednertalent und sein trauriges Ende berühmter Mann, wurde den 21. Sept. 1452 zu Ferrara geb. Er war der Enkel eines berühmten Arztes, und gleichfalls zur Arzneiwissenschaft bestimmt. Schwärmerei bewog ihn aber, in einem Alter von 14 J. das väterliche Haus heimlich zu verlassen und Dominicaner zu werden. Einige Jahre später bestieg er zu Florenz die Kanzel, aber mit so unglücklichem Erfolge, daß er beschloß, sie auf immer zu meiden. Darauf lehrte er Metaphysik und Physik zu Bologna. Das Ansehen, welches ihm hier seine Gelehrsamkeit und Talente erwarben, veranlaßte den Lorenzo von Medici, ihn nach Florenz zurückzurufen. Nun fing er wieder an zu predigen, und mit einem so außerordentlichen Beifall, daß die Kirche die Zuhörer nicht fassen konnte. Durch den Anschein einer vorzüglichen Heiligkeit und durch seine hinreißenden Reden erlangte er einen wundervollen Einfluß auf die Gemüther der Florentiner. Dadurch ward er dreist gemacht, einen prophetischen Ton anzunehmen, und begann nun öffentlich und stark auf eine Kirchenverbesse-

rung zu bringen und über Italiens Unglück zu eifern. Der große Haufe in Italien betrachtete ihn als einen von Gott Begeisterten; Einige verlachten ihn als einen Schwärmer; Andere verwünschten ihn als einen Betrüger. Bald aber fing er auch an, sich von seinem Beschützer Lorenzo loszusagen, dessen Charakter anzuschwärzen und dessen Sturz zu prophezeihen. Als Prior von St.-Marcus wollte er jenem Oberhaupte der Republik den herkömmlichen Besuch nicht abstatten, und als Lorenzo sich zu ihm nach St.-Marcus begab, ließ er sich verleugnen. Lorenzo war oft veranlaßt, strenge Maßregeln gegen diesen Geistlichen zu nehmen; allein er unterließ es entweder aus natürlicher Gutmüthigkeit oder aus geheimer Ehrfurcht für seinen Charakter. Als Lorenzo auf dem Todbette lag (1492), ward der Mönch zu ihm gelassen und sprach zu dem Sterbenden mit der Würde seines Amts. Nach dem Tode Lorenzos und der Vertreibung seines Sohnes Peter nahm S. den thätigsten Antheil an den Staatsangelegenheiten von Florenz. Er stellte sich an die Spitze Derjenigen, die eine mehr demokratische Verfassung wünschten, betheuerte, Gott habe ihn bevollmächtigt zu erklären, daß den Bürgern die gesetzgebende Gewalt zukomme, daß er selbst der Abgesandte der Florentiner an den Himmel gewesen sei, und daß Christus eingewilligt habe, ihr eigenthümlicher König zu sein. Dem gemäß legten die neuerdings gewählten Magistratspersonen ihre Ämter nieder, und die gesetzgebende Gewalt wurde einem Bürgerrath übergeben, der zur Besorgung dieser Geschäfte aus seinem Mittel einen engern Ausschuß erwählte. Indessen herrschten Uneinigkeiten in dem neuen Freistaate: die aristokratische und die demokratische Partei haßten und verfolgten einander; die erstere bestand aus den Freunden der alten und den Feinden der neuen Verfassung; die demokratische aber aus den andächtigen Bewunderern des Mönchs. — Doch genügte es dem Feuereifer S.'s nicht, den florentinischen

Staat umzuwälzen; auch den Mißbräuchen des römischen Hofes und dem ungeregelten Lebenswandel seiner Amtsbrüder hatte er eine Reform zugedacht. An Ursachen zur Unzufriedenheit über Beides konnte es ihm während der Regierung des Papstes Alexander nicht fehlen. Er schrieb, nach dem Berichte seiner Lobredner, an die christlichen Fürsten, versicherte sie, daß die Kirche zu Grunde gehe, und daß es ihre Pflicht sei, eine Kirchenversammlung zusammen zu rufen, in welcher er selbst darthun wolle, daß die Kirche ohne Haupt, und der damalige Papst kein wahrer Bischof, nicht einmal des Titels und ebenso wenig des Namens eines Christen werth wäre. Alexander excommunicirte den Prior. Die Bannbulle ward in der Hauptkirche zu Florenz verlesen; aber S. trotzte dem vaticanischen Donner und predigte fort. Ja sein Einfluß stieg noch höher, da Peters v. Medici Versuch, die alte Würde seines Hauses wiederzuerlangen, fehlgeschlagen war. Indessen entstand wider ihn eine andre Gegenpartei. Durch seine Neuerungen zu St.-Marcus und in andern Klöstern hatte er sich unter den Mönchen, besonders den Franciscanern von der strengen Observanz, viele Feinde gemacht, die jetzt von der Kanzel gegen ihn als einen Ketzer und Excommunicirten eiferten. Um seine Sache zu vertheidigen, bewog er einen Mönch seines Klosters, Fra Domenico da Pescia, ihm beizustehen, welcher in schwärmerischem Eifer sich erbot, um die Wahrheit der Lehren seines Meisters zu beweisen, dafür durchs Feuer zu gehen, wenn Einer von der Gegenpartei für deren Meinung dasselbe thun wollte. Die Herausfoderung ward von einem Franciscanermönch angenommen. S., mit seinem Streiter an der Spitze eines zahlreichen Zuges, stimmte den Psalm an: »Der Herr erhebe sich und zerstreue seine Feinde!« Der Franciscaner kam. Das Feuer wurde angezündet, und S., welcher merkte, daß der Gegentheil nicht zu schrekken sei, that den Vorschlag, daß Domenico eine Hostie mit sich ins

Feuer nehmen solle. Dies ward von dem ganzen Haufen als eine verdammliche Gotteslästerung ausgerufen, und da Domenico dennoch auf der Foderung bestand, so entging er glücklich dem Gottesurtheil, dem er sich unterworfen hatte. Für S. hingegen war dies von schlimmen Folgen. Das Volk beschimpfte ihn, und nach einem harten Kampfe ward er mit Domenico und einem andern Mönch ins Gefängniß geschleppt. Eine Versammlung von Geistlichen hielt unter der Leitung zweier päpstl. Abgeordneten Gericht über ihn. Anfangs setzten die Entschlossenheit und Beredtsamkeit S.'s seine Richter in Verlegenheit. Als aber die Folter angewandt wurde, bekannte er, daß er sich betrügerischer Weise das Ansehen einer übernatürlichen Gewalt gegeben habe. Nun ward er nebst seinen Schülern Domenico und Silvestro Maruffi verurtheilt, erst strangulirt und dann verbrannt zu werden, welches auch am 23. Mai 1498 vor einer unzählbaren Menge von Zuschauern geschah, von denen einige ihn nach seinem Tode als Märtyrer und Heiligen priesen. Dieser außerordentliche Mann hat außer seinen Briefen eine Abhandlung gegen die Astrologie und mehrere philosophische und ascetische Schriften geschrieben (»Opera«, Lyon 1633—40, 6 Bde.).

Savoyen, sardinisches Herzogthum und Provinz in Oberitalien, grenzt nördlich an den Schweizer Canton Genf und den Genfersee, östlich an den Canton Wallis und Piemont, südlich an Piemont, westlich an Frankreich, ist 176½ QM. groß, und hat 501,200 E. Darin die cottischen, penninischen oder savoyischen und grauen Alpen; die Flüsse: Rhone, Isère, Arvo und Arco, und die Seen: Bourget, Annecy und Genfersee; Wein, Kastanien, Hanf, Obst, nicht hinlängliches Getreide, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Steinkohlen, Salz. Das Herzogthum ist mit Einschluß von Aosta in 7 Provinzen getheilt, seine Hauptstadt ist Chambery. — Savoyen gehörte in den ältesten

Zeiten zu Gallien, und die Allobroger hatten hier ihren Sitz. Unter der Herrschaft der Römer stand es bis 400; dann gehörte es bis 530 zu Burgund, zu Frankreich bis 879, zum arelatischen Königreiche bis 1000, wo es ein Graf Beroald erhielt, und 1416 ward es zum Herzogthum erhoben. Herzog Victor Amadeus erhielt 1713 Sicilien und die Königswürde, mußte jedoch 1718 jene Insel an Spanien abtreten und erhielt dafür 1720 Sardinien. 1792 wurde Savoyen von den Franzosen erobert und Frankreich u. d. N. des Depart. Montblanc einverleibt. Durch den ersten pariser Frieden 1814 kam ein Theil und 1815 durch den zweiten pariser Frieden das ganze Land wieder an den König von Sardinien.

Savoyarden, eig. Bewohner von Savoyen; besonders aber versteht man darunter sehr viele dieser Bewohner, die aus Armuth ihr Brot außer Landes, namentlich in Frankreich und besonders in Paris, durch niedrige Arbeiten, Schuhputzen, Kaminfegen, Wassertragen &c. zu verdienen suchen. So sind auch die Savoyarden-Knaben bekannt, welche umherziehen u. mit Leiern u. Gesang ihr Brot erwerben.

Say (Jean-Baptiste), ein 1767 zu Lyon geborner staatswirthschaftlicher Schriftsteller, der manche Theoreme Adam Smith's gründlich widerlegte, jedoch sich weder von Smith's oft grillenhaften Berechnungen über grundherrlichen und Pachter-Gewinn losmachen noch die Wahrheit aufzufassen vermochte, daß das nämliche Umlaufscapital im Besitz der untern und mittlern Klassen, weit mehr einem Volke Wohlstand gibt, als wenn solches meistens in der Hand weniger sehr reicher Personen sich befindet.

Sayn und Witgenstein. Die Grafschaft Sayn, im Westerwalde, ehemals von Berg, Nassau und Wied eingeschlossen, bestand aus 2 Theilen: Sayn-Hachenburg und Sayn-Altenkirchen; beide gegen 25 QM. mit 32,000 E. und 180,000 Guld. Einkünfte.

Sayn-Hachenburg gehört jetzt zum Herzogthum Nassau, und Sayn-Altenkirchen (Kreisstadt und Schloß im Regierungsbezirk Koblenz) zur preuß. Prov. Niederrhein. Die ehemalige Reichsgrafschaft Sayn hatte bis 1246 eigne Grafen zu Sayn und fiel sodann an des letzten Grafen Schwester, Adelheid, vermählte Gräfin von Sponheim. Von ihren Nachkommen erhielt Gottfried, verm. mit der Erbgräfin von Homburg an der Mark, die Grafschaft Sayn und ward der Stammvater aller nachherigen Grafen von Sayn. Seine Söhne stifteten 1294 zwei Linien: Johann die ältere oder Johannische, welcher die Grafschaft Sayn, Engelbert die jüngere oder Engelbertische, welcher die Grafschaft Homburg und Vallendar zufielen. Des Letzten Enkel, Salentin, verm. mit der Erbgräfin von Witgenstein, wurde dadurch der Stammvater der jetzigen Grafen und Fürsten von Witgenstein, die deshalb, ohne die Grafschaft Sayn je besessen zu haben, sich Sayn und Witgenstein nennen. Zwar starb 1606 die Johannische Linie aus, und Sayn kam durch Heirath an Wilhelm III., Grafen zu Witgenstein; allein sein Vater Ludwig der Aeltere (st. 1607) theilte sämmtliche Besitzungen unter seine 3 Söhne, welche dadurch die Stifter der 3 Linien des Hauses Sayn und Witgenstein wurden; der älteste, Georg, stiftete nämlich die Linie Sayn-Witgenstein-Berleburg; der zweite, Wilhelm III., bekam Sayn und stiftete Sayn-Witgenstein-Sayn; der dritte, Ludwig, erhielt Witgenstein und stiftete Sayn-Witgenstein-Witgenstein. Als aber Wilhelms III. Sohn erster Ehe, Ernst, nur 2 Töchter hinterließ, so theilten diese 1632 die Grafschaft Sayn in Sayn-Hachenburg und Sayn-Altenkirchen, mit Ausschluß eines Sohnes Wilhelms III. zweiter Ehe. Den darüber erhobenen Rechtsstreit entschied der Reichsdeputationsreceß von 1803. Das Haus Witgenstein gelangte nicht wieder zum Besitze der Grafschaft Sayn, welche jetzt theils zum Gesammtgute des Hauses Nas-

sau, theils zu Preußen gehörte. An Nassau-Weilburg fiel nämlich durch Erbrecht 1799 der sonst burggräfl. von Kirchbergische Antheil Sayn-Hachenburg; an Nassau-Usingen kam 1802, nach verschiedenem Wechsel der Besitzer, Sayn-Altenkirchen, dafür trat Nassau-Usingen die Herrschaft Lahr an Baden ab; Baden und Nassau aber zahlten an das Haus Witgenstein ein Capital von 300,000 Gulden und wiesen ihm überdies eine Jahrrente von 12,000 Guld. an. Endlich trat Nassau 1815 Sayn-Altenkirchen an Preußen ab. Die Besitzungen des fürstl. Hauses Witgenstein sind seit 1806 mediatisirt und liegen in dem Regierungsbezirke Arensberg der preuß. Prov. Westfalen; doch liegt noch ein Theil der mediatisirten fürstl. Witgensteinischen Herrschaft Vallendar unter nassauischer Hoheit. — Das fürstl. Haus Witgenstein theilt sich jetzt in 2 Linien: 1) Sayn-Witgenstein-Berleburg, mit 3 Aesten. Der ältere erhielt 1792 die fürstl. Würde. Der jetzige Fürst Albrecht (geb. 1777) ist reformirt und residirt zu Berleburg (Schloß und Stadt mit 1950 E.). Hier ward die berleburger Bibel mit mystischer Auslegung gedruckt. Die Grafschaft Berleburg, unter preuß. Oberhoheit, ein Theil der Grafsch. Witgenstein, hat 4½ QM., 6845 E., 1 St., 22 Dörf., 3 Schlösser, mit 100,000 Guld. Eink., wozu noch eine Rente von 17,000 Guld. wegen Neumagern gehört. Die beiden andern Aeste sind gräflich und führen die Namen Karlsburg und Ludwigsburg. 2) Sayn-Witgenstein-Witgenstein, welche 1801 die fürstl. Würde erhielt. Der jetzige Fürst von Witgenstein, Friedrich Karl (geb. 1766), ist lutherisch, residirt zu Witgenstein, einem Bergschlosse an der Lahn bei der Stadt Laasphe. Er besitzt die Hälfte der Grafsch. Witgenstein, 4 QM., 8410 E., 1 St., 1 Mfl., 26 D., 4 Schlöss. und die Herrsch. Vallendar (2400 E.), beide unter preuß. Hoheit, mit 130,000 Guld. Eink. — Sein Bruder, Fürst Wilhelm, königlich preuß. Oberkammer-

herr und bis 1819 Staatspolizeiminister, wurde 1804 zum Mitregenten erklärt.

Sbirren hießen sonst in einigen italienischen Ländern, namentlich im Kirchenstaate, gewisse Justiz- oder Polizeidiener (Häscher), welche unter einem Anführer, Barigello genannt, militairisch organisirt waren, aber 1809 aufgehoben wurden.

Scabin, scabinus, s. Schöppe.

Scagliuola, lavoro di Sc. (ital.); 1) Muschelarbeit, d. h. die Kunst, aus Muscheln künstliche Cameen, oder kleine halb erhabene Figuren zu schneiden: eine Kunst, welche vorzüglich in der Abtei Val Ombrosa erfunden und zur Vollkommenheit gebracht worden ist. Dann ist aber auch 2) **Scagliuola**, nach Fiorillo's Erklärung, eine Composition aus einem kalkartigen durchsichtigen Steine (von den Mineralogen Selenit genannt), welcher zu einem sehr feinen Staube calcinirt, angefeuchtet und geknetet wird; dann werden Platten daraus geformt und, sind sie verhärtet, Blumen, Früchte, Architecturstücke rc. darein geschnitten. Das Ganze erhält eine Politur, so daß das Gemälde mit einem Krystall überzogen zu sein scheint. Man giebt Guido Fassi (geb. 1584, gest. 1649) für den Erfinder dieser Kunst an.

Scala, die Leiter, Stufe; daher die Gradleiter und zwar 1) bei physikal. oder mathematischen Werkzeugen jeder angebrachte Maßstab, oder jede Theilung einer geraden Linie in gewisse gleiche oder ungleiche Theile, Grade, deren Grenzen mit Strichen bezeichnet werden; 2) i. d. Musik die Tonleiter, s. d. A.

Scaliger (Julius Cäsar). Die Geschichte dieses berühmten Gelehrten ist durch seine Eitelkeit in Dunkel gehüllt. Zufolge seiner Erdichtung war er ein Abkömmling des berühmten Hauses der Scaliger, Fürsten von Verona, und 1484 auf dem Schlosse Riva am

Guardasee geb., ward nachher Page beim Kaiser Maximilian, dem er 17 Jahre in Krieg und Frieden diente, erhielt sodann einen Jahrgehalt vom Herzoge von Ferrara, studirte zu Bologna, befehligte unter dem franz. Vicekönig eine Schwadron, legte sich auf das Studium der Naturlehre und begleitete 1525 den Bischof von Agen Antonio de la Rovera nach seiner Diöcese in Frankreich, wo er sich niederließ. Diese Erzählung erhielt bei mehreren Gelehrten, unter denen auch de Thou, der Freund und Bewunderer seines Sohnes Joseph, war, Glauben; aber sie wurde auch schon zu seiner Zeit von Scioppius u. A. lächerlich gemacht und allgemein als ganz oder größtentheils erdichtet angesehen. Nach Tiraboschi's Angabe ist S. der Sohn Benedetto Bordone's, eines geb. Paduaners, der zu Venedig die Kunst eines Illuminirers betrieb, und entweder von dem Zeichen seiner Werkstätte oder dem Bezirk, worin sie belegen war, den Beinamen della Scala erhalten hatte; bis zu seinem 42. Jahre lebte er zu Venedig oder Padua in Dunkelheit, beschäftigte sich mit dem Studium und der Ausübung der Arzneikunde, u. gab u. d. N. Guilio Bordone einige Schriften heraus. Entweder ein Versprechen oder die Hoffnung, seine Umstände zu verbessern, zog ihn nach Agen, wo er seine übrigen Tage verlebte. 1528 scheint er noch nicht Willens gewesen zu sein, sich für einen Abkömmling jenes fürstl. Geschlechts auszugeben, da er von Franz I. sich ein Naturalisationspatent u. d. N.: Julius Cäsar della Scala de Bordone, Dr. der Physik, aus Verona in Italien gebürtig, auswirkte. Indessen muß er zu Agen mit einiger Auszeichnung erschienen sein, indem er Andietta de Roques, ein junges Frauenzimmer aus einer adeligen und wohlhabenden Familie, 1520 zur Gattin erhielt. Von dieser Zeit an begann er öffentlich seine fürstl. Herkunft zu versichern, ohne jedoch darin durch irgend ein beglaubigtes Actenstück oder das Anerkenntniß eines Fürsten aus dem veronesischen

Hause unterstützt zu werden. Rühmlicher machte er seinen Namen durch mehrere Schriften, welche ihm einen hohen Platz unter den Gelehrten seiner Zeit erwarben, bekannt, obgleich die prahlerische Anmaßung, welche in seinen Werken herrschte, ihm viele Feinde zuzog. Durch fortgesetzte Ausübung der Naturkunde erwarb er beträchtliche Reichthümer und hielt ein glänzendes Haus. Durch die Freimüthigkeit seiner Schriften machte er seine Rechtgläubigkeit verdächtig. Er starb jedoch als guter Katholik d. 21. Oct. 1558 im 76. Lebensjahre. S. war gewiß ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten, und obgleich er zu den Spätgelehrten gerechnet wird, so haben doch nur wenige eine höhere Stufe in wissenschaftlicher Rücksicht erstiegen. Er hatte ein starkes Gedächtniß und einen lebhaften Verstand; er dachte frei, wenn auch nicht immer folgerecht. Rücksichtlich seiner sittlichen Eigenschaften wird seine große Wahrheitsliebe besonders von seinem Sohne gepriesen, doch mußten dabei seine Eitelkeit und streitlustige Rechthaberei nicht ins Spiel kommen. Von seinen physischen und naturhist. Werken bemerken wir: »**Exercitationum exotericarum liber quintus decimus de subtilitate ad Cardanum**« (Par. 1557, 4.); »Commentarien zum Hippokrates **de Insomniis**« (Lyon 1538); desgleichen ein Werk über Theophrastus und Aristoteles von den Pflanzen, und über die Naturgeschichte der Thiere mit einer Übersetzung. Als Philolog gab er 2 Orationen gegen den »**Ciceronianus**« des Erasmus heraus, worin er diesen mit vieler Bitterkeit behandelt, sowie auch ein vorzügliches Werk über die lat. Sprache, betitelt: »**De causis linguae latinae libri XVIII.**« (Lyon 1540, 4., Genf 1580), welches als das erste nach einer philosophischen Methode abgefaßte über diesen Gegenstand betrachtet wird, jedoch manche unnütze Spitzfindigkeit enthält. Sein Buch »**De arte poetica libri VII.**« (Lyon 1561, Fol., Lyon 1581) erwarb ihm großen Ruhm, obgleich er mehr

grammatikalische Kenntniß als wahre dichterische Schöpferkraft und Kritik darin zeigte. Seine vermischten Gedichte sind nichts weniger als vortrefflich und seine Briefe oft dunkel und schwülstig. Im Ganzen genommen stimmen die neuern Kritiker nicht mehr in die Lobsprüche ein, welche Lipsius, Casaubon, Vossius u. A. ihm ertheilt haben.

Scaliger (Joseph Justus), der Sohn des Vorigen, Chronolog und Philolog, war den 4. Aug. 1540 zu Agen geb. Im 11. J. seines Alters ward er nach Bordeaux gesandt, wo er mehrere Jahre lang die lat. Sprache studirte. Die Pest nöthigte ihn zur Rückkehr zu seinem Vater, der ihn jeden Tag eine lat. Rede über irgend einen Gegenstand halten ließ, wodurch er bald mit dieser Sprache aufs gründlichste bekannt wurde. Nach dem Tode seines Vaters ging er, 19 J. alt, nach Paris, wo er sich besonders der griech. Sprache widmete. Er verschloß sich in seinem Zimmer und las den Homer und die übrigen griech. Dichter und Prosaiker mit solchem Eifer, daß er in 2 Jahren sie sämmtlich durchgelesen hatte. Nun studirte er für sich selbst auch die hebr. und a. orientalische Sprachen und übte sich zugleich in poetischen Aufsätzen in den classischen Sprachen, wie er z. B. schon in seinem 16. Jahre ein lat. Trauerspiel geschrieben hatte. Es scheint, daß er lange Zeit ein unstetes Leben, von dem wir keine genauen Nachrichten besitzen, geführt habe. Durch seinen Übertritt zur protestant. Kirche ward ohne Zweifel seine Anstellung in Frankreich verhindert. Endlich erhielt er einen Ruf als Prof. der schönen Wissenschaften nach Leyden, wohin er 1593 abging und wo er seine übrige Lebenszeit blieb und d. 21. Jan. 1609 starb. Er besaß ganz den Charakter eines Gelehrten, der, in seine Bücher vertieft, auf die menschlichen Angelegenheiten nicht achtet, so daß er beinahe in Dürftigkeit lebte; doch schlug er mehrere Male Geldgeschenke von vornehmen Personen, die seine Talente und Gelehrsamkeit achteten, aus. Auch

war er nie verheirathet. In Rücksicht des Stolzes und der Anmaßung stand er seinem Vater wenig nach, und durch seinen Brief an Dousa über den Glanz der Scaliger'schen Familie bemühte er sich, das Märchen von seiner fürstl. Herkunft zu bekräftigen. Kein Gelehrter war gegen seine Widersacher stärker in wegwerfenden, verächtlichen Redensarten. Er war den Wissenschaften so eifrig ergeben, daß er manchen Tag ohne zu essen in seinem Arbeitszimmer zubrachte. Er rühmte sich, 13 Sprachen zu verstehen. Von seinen zahlreichen Werken ist sein Buch »**De emendatione temporum**« (Par. 1583, Fol., in der besten Ausg. zu Genf 1609, Fol.) eins der wichtigsten. In diesem gelehrten Werke stellte er zuerst ein vollständiges, nach bestimmten Grundsätzen geordnetes System der Chronologie auf, und verdient hierdurch, sowie durch seine Auffindung der Julianischen Periode, den Namen des Urhebers jener Wissenschaft. Manche Irrthümer, die von Petau u. A. aufgedeckt wurden, verbesserte er in dem »**Thesaurus temporum, complectens Eusebii Pamphili chronicon, cum isagogicis chronologiae canonibus**« (Amst. 1658, 2 Bde., Fol.). Seine Annotationen zu Theokrit, Nonnus, Catull, Tibull, Properz, Seneca's Tragödien, zum Varro, Ausonius, Festus führen wir bloß beiläufig an und bemerken, daß er als Commentator sich in zu viele Spitzfindigkeiten einließ und zu kühn in Veränderungen der Worte verfuhr. Auch hat er viele Classiker a. d. Griech. in d. Lat. und andere a. d. Lat. in das Griech. in Versen übersetzt. Seine »**Poemata**« haben keinen dichterischen Werth. Gehaltvoller sind seine »**Epistolae**« (Lyon 1627). Im Ganzen hatte Jos. S. weniger Genie als sein Vater, aber besaß mehr Kenntniß und Genauigkeit in seinen Ausarbeitungen.

Scalpiren (v. engl. **Scalp**, die Haut über dem Hirnschädel) ist die bei den Wilden in Nordamerika häufig vorgenommene Opera-

tion an den getödteten Feinden, denen sie die Haut mit einer ganz besondern Fertigkeit und Schnelligkeit über den Kopf abziehen. Diese abgezogenen Häute werden als Zeichen der Tapferkeit von ihnen aufgehoben.

Scandiren, eig. steigen, aufsteigen; dann der Musik ähnlich, taktmäßig sprechen, nach dem Versmaße lesen. Daher: Scansion, das Herlesen oder Sprechen der Verse nach dem Sylbenmaße. Über das Scandiren der Verse hat man vielfach gestritten; indessen scheint der Dichter nicht umsonst den abgemessenen Sylbenbau gewählt zu haben und mithin es dem Declamator nicht frei zu stehen, die darauf gewendete Mühe des Dichters fruchtlos zu vernichten, obgleich ein zu ängstliches Abmessen der Sylben beim Vorlesen allerdings den Eindruck des Ganzen sehr stört und eine widerliche Steifheit in dem Vortrage hervorbringen muß.

Scapulier, der Schulterrock, ein zur Mönchskleidung gehöriges Stück Tuch, aus zwei langen Streifen bestehend, wovon einer über die Brust, der andere über den Rücken herabhängt. Bei Laienbrüdern geht es nur bis an die Knie, bei Religiösen bis auf die Füße. Daher auch ein besonderer, schwarzer oder weißer Camlott, der zu dieser Kleidung verbraucht wird, Scapulierzeug heißt ꝛc.

Scarabäus, der Käfer, dessen Gestalt die Alten, besonders die Ägypter auf vielen Gemmen und a. Kunstwerken nachbildeten; daher Scarabäengemmen. Einige halten ihn für ein Sinnbild der Sonne.

Scaramutz (ital. Scaramuccia), ist einer von den grotesken Charakteren der ital. Bühne, welcher ungefähr um 1680 an die Stelle des alten spanischen Capitains trat, ganz schwarz, in spanischer Tracht, wie sie in Neapel bei Hofleuten und obrigkeitlichen Personen gebräuchlich war, ging und den Aufschneider vorstellte, der am Ende

vom Harlekin durchgeprügelt wird. Der eigentliche Scaramutz hieß Tiberius Fiorelli und war ein geb. Neapolitaner, welcher auf der ital. Bühne sich durch seine Witzworte und Späße nicht weniger als durch seine mimische Kunst auszeichnete. In Frankreich ward er noch zu andern Charakteren gebraucht.

Scarlatti (Alessandro), geb. zu Neapel um 1658, von den Italienern der Stolz der Kunst genannt und als der größte Meister in der Harmonie von ganz Italien anerkannt, studirte erst bei Carissimi in Rom, kam nachher nach München, wo er die erste ital. Oper unter großem Beifall aufführte und zuletzt, nachdem er zum Ritter und ersten königl. Kapellmeister zu Neapel ernannt worden, hier 1728 im 70. Jahre starb. Seine größten Verdienste erwarb er sich durch Mittheilung seines Unterrichts, durch welchen Schüler, wie Hasse, Leonardo Leo u. m. gebildet wurden, und dann dadurch, daß er mehr Annehmlichkeit, Melodie und vollere glänzende Begleitung in die Arien brachte; auch wird er als der erste angegeben, welcher obligate Recitative setzte. Für die Kirche hat er sehr viel gesetzt und man will allein 200 Missen von ihm zählen.

Scarpa (Antonio), einer der berühmtesten Anatomen und Chirurgen des 18. Jahrh., ist gegen 1746 in der Lombardei geb. Sein Werk »**Anatomicae disquisitiones de auditu et olfactu,**« Fol., erschien in Pavia 1789, nachdem er 1772 in Modena »**Anatomicae observationes de structura fenestrae rotundae auris**« herausgegeben und dadurch bereits die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gezogen hatte. Bei der Revolutionirung Italiens weigerte er sich, den von der cisalpinischen Republik allen öffentlichen Beamten auferlegten Eid zu leisten und ward deßhalb seiner Stelle als Prof. an der Universität zu Pavia entsetzt. Er gab nun sein berühmtes Werk über die Pulsadergeschwülste heraus. Als Napoleon, nachdem er

sich in Mailand zum König von Italien hatte krönen lassen, 1805 nach Pavia kam, und ihm die Lehrer der Universität vorgestellt wurden, fragte er nach S. Man erwiderte ihm, derselbe habe schon lange aufgehört, Mitglied der Universität zu sein, und gab zugleich die Ursache davon an. Napoleon gab die edle Antwort: »Was thun hier politische Ansichten und Meinungen? S. ist eine Zierde Pavias und meiner Staaten. Man stelle ihn sogleich wieder ehrenvoll an.« Seine spätern Arbeiten sind chirurg. Inhalts.

Scarron (Paul), ein berühmter französ. Dichter und Satyriker, geb. zu Paris 1610. Anfangs dem geistlichen Stande bestimmt, legte er, wegen gichtischer Zufälle, schon im 27. Jahre sein Canonicat nieder, ging nach Paris und machte durch seinen Witz und seine angenehme Laune sein Haus zum Sammelplatz der vornehmsten Personen und besten Köpfe von Paris. Außer dem Beifalle, der seine Schriften begleitete, erhielt er auch von der Mutter Ludwigs XIV. eine Pension; daher er sich gewöhnlich unterschrieb: Scarron, der Kranke der Königin. Er starb 1660 unter mehreren Scherzen, mit denen er die umstehenden Trauernden zu trösten suchte, und hinterließ als Wittwe die als geheime Gemahlin Ludwigs XIV. berühmte Maintenon. Außer seinen Lustspielen (welche, obgleich der Harlekin eine starke Rolle darin spielt, unstreitig viel Witz enthalten) und dem travestirten Virgil, hat er am meisten durch seinen komischen Roman, der auch öfters ins Deutsche übersetzt worden, sein Andenken erhalten.

Scaurus, 1) (M., nach Einigen M. Aemilius), ein durch seine Beredtsamkeit und die Strenge seiner Sitten berühmter Römer, der im J. R. 639 mit dem M. Cäcilius Metellus das Consulat bekleidete. Er setzte während dieses Amts verschiedene Gesetze in den Comitien durch, welche theils die Einschränkung des Luxus bei Gastmalen betrafen, theils den Freigelassenen die Erlaubniß ertheilten, sich

in einen von den 4 Tribus urbanis einschreiben zu lassen. Aurelius Victor meldet von ihm, daß er in seinem Consulat den Prätor P. Decius — welcher, als Scaurus vor ihm vorbei ging, ihm nicht durch Aufstehen die gebührende Ehrfurcht bewiesen hatte — wieder zurückholen ließ, ihm sein Kleid zerriß, seine Sella curulis zerschlug, und den Befehl gab, daß Niemand sich unterstehen sollte, vor sein Tribunal Rechtssachen zu bringen. Er wurde zum Princeps des Senats erwählt, und zeichnete sich in Gallien gegen die Gantisker und Carner aus. Als er diese besiegt hatte, verbesserte er die Straße von Placentia bis Parma, legte schiffbare Kanäle an, und trocknete dadurch die Sümpfe aus, welche sich bei Placentia befanden, und den Marsch nach den obern Theilen von Italien, besonders für eine Armee, sehr beschwerlich machten. Deswegen vorzüglich bewilligte man ihm bei seiner Rückkehr nach Rom einen Triumph. Einige Zeit nachher wurde er an der Spitze einer Gesandtschaft nach Afrika geschickt, um dem Jugurtha anzubefehlen, daß er den Krieg gegen Adherbal, den er ungerechter Weise aus seinem Antheil von Numidien vertreiben wollte, obgleich der römische Consul Opimius, der von ihm bestochen worden war, ihm den schönsten und besten Theil Numidiens, bei der Theilung des Landes zwischen ihm und Adherbal, zuerkannt hatte, aufheben sollte. Scaurus hatte sich vorher in einer Rede sehr heftig gegen den Jugurtha erklärt, und auch als er in Utica mit den übrigen Legaten angekommen war, ließ er dem Könige sogleich die geschärftesten Befehle zur Aufhebung des Krieges geben, und ihn zur Verantwortung vor sich bescheiden; aber dennoch ließ er sich wahrscheinlich von dem listigen Manne bestechen, weil er nach Rom zurückkehrte, ohne nur im geringsten etwas für Adherbal gethan zu haben, der auch bald darauf nach Eroberung seiner Hauptstadt Cirtha gefangen und ermordet wurde. Nun erklärte Rom den Krieg gegen Jugurtha, und der Consul Cal-

purnius Bestia erhielt das Commando in Numidien, welcher unter andern angesehenen Römern auch den Scaurus zum Begleiter mitnahm, damit man destoweniger ihn allein in Untersuchung nehmen könne, wenn Beschuldigungen sich gegen ihn erheben sollten. Scaurus war besonders ein Mann nach seinem Sinne, eben so geizig und habsüchtig, wie er, und von imponirendem Ansehen beim Senate und Volke. Die römischen Waffen waren glücklich; Jugurtha aber, der wenigstens den Scaurus kannte, bat um Frieden, erhielt eine Privatunterredung mit dem Consul und dem Scaurus, und bald darauf wurde ihm ein sehr annehmlicher Friede zugestanden. Es litt also keinen Zweifel, daß die beiden Unterhändler bestochen waren. Nach ihrer Rückkehr in Rom wurde auf eine Anklage gegen diejenigen angetragen, welche sich vom Jugurtha hatten bestechen lassen. Scaurus wußte durch seine Kunstgriffe es dahin zu bringen, daß er selbst zum Vorsteher dieses Geschäfts erwählt würde, welches er selbst mit der größten Strenge betrieb, so daß viele bestraft wurden, welche weniger schuldig waren, als Scaurus selbst. Sogar der Consul Bestia, sein Mitschuldiger, wurde verbannt. Scaurus ward darauf Censor mit dem M. Livius Drusus, und da er nach dessen Tode nicht abdanken wollte, wie es doch die Gesetze verlangten, so nöthigten ihn die Tribunen durch Drohung mit dem Gefängnisse dazu. Im J. R. 647 wurde er zum zweitenmale zum Consul an die Stelle des verbannten L. Cassius Longinus erwählt, indem er auf eine listige Art den P. Rutilius Rufus, der sein Mitbewerber war, verdrängte. Bei dem Tumulte, welcher der Absetzung des Consuls Q. Servilius Cäpio wegen in den Comitien entstand, wurde Scaurus mit einem Steine verwundet. Nachher wurde er vom Cäpio der Bedrückungen in den Provinzen angeklagt, aber losgesprochen; auch als der Volkstribun Q. Varius ihn anklagte, daß Scaurus Ursache an dem Bundesge-

nossenkriege gewesen sei, entzog er sich der Anklage bloß durch sein Ansehen beim Volke. Seine ganze Vertheidigung war: »Q. Varius klagt den M. Scaurus, Princeps des Senats, an, die Bundesgenossen zum Kriege gereizt zu haben; M. Scaurus, der Princeps des Senats, läugnet dies; Zeugen sind nicht da; wem glaubt ihr, Quiriten?« — Diese Worte machten so viel Eindruck, daß der Tribun durch die Zurufungen des Volks selbst genöthigt wurde, die Anklage zurück zu nehmen. Als sein Sohn bei der Niederlage der Römer durch die Cimbern nebst andern Rittern durch die Flucht sich gerettet hatte, verbot ihm der Vater, vor sein Antlitz zu kommen, welches den Jüngling so schmerzte, daß er seine Schande nicht zu überleben beschloß, und sich das Schwert ins Herz stieß. 2) (M. Aemilius), der Sohn des Vorigen und Stiefsohn des berühmten Sulla. Er war Proquästor des Pompejus in Asien, und als er von diesem mit der Armee in Syrien zurückgelassen worden war, führte er den Krieg mit Arelas, dem Könige der arabischen Nabatäer, belagerte seine Hauptstadt Petra, und schloß endlich mit ihm einen Frieden. Als Aedilis curulis bauete er ein prächtiges Theater im J. R. 395 von Marmor, das auf 360 Säulen ruhete, 80,000 Menschen fassen konnte, und mit 3000 ehernen Statuen geschmückt war. Es war aber dennoch kein stehendes Theater, sondern dauerte etwa nur einen Monat. Er gab auch die ersten athletischen Wettkämpfe in Rom, und brachte mehre fremde Thiere dahin, Crocodile, Nilpferde und andere. Er bekleidete auch die Würde eines Prätor urbanis und Proprätors in Sardinien. Als er aus dieser Provinz zurückkehrte, wurde er der Bedrückungen angeklagt, und, ungeachtet der vielen Beweise gegen ihn, aus Rücksicht auf seinen Vater, und weil er sich durch den Glanz seiner Aedilwürde allgemein beliebt gemacht hatte, losgesprochen. Cicero vertheidigte ihn. 3) (M., nach Andern Mamercus Aemilius), wahrscheinlich auch ein

Nachkomme des vorigen. Er war ein berühmter Redner, aber ein eben so großer Schwelger und Wollüstling. Unter Tiberius wurde er des Ehebruchs mit der Livia, der Witwe des Drusus, angeklagt; sein eigentliches Verbrechen aber war der Haß des Macro, des damaligen Günstlings des Kaisers, gegen ihn, welcher den Tiber überredete, daß Scaurus in einem Trauerspiele seine Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten auf die Bühne gebracht habe. Scaurus tödtete sich selbst, noch ehe das Urtheil gesprochen wurde.

Scävola, s. Mucius.

Sceaux, Garde des Sceaux, s. Siegel, Siegelbewahrer.

Scene, Schauplatz, Auftritt, s. Schauspiel.

Schabemanier, s. Schwarze Kunst.

Schablone, Schablon, heißt bei mehreren Künstlern das ausgeschnittene Modell, wornach sie ihre größeren Arbeiten fertigen, und zwar entweder von Pappe oder aus Brettern geschnitzt; sie werden von Tischlern, Stuhlmachern rc., auch von Steinmetzen (von diesen ganz nach den Regeln der architektonischen Zeichenkunst) gebraucht.

Schabracke (wahrscheinlich v. türk. Tschaprak), eine zierliche, gefütterte Decke von Leder, auch Sammet rc., welche unter dem Sattel auf das Pferd gelegt wird und das Kreuz des Pferdes bedeckt.

Schach Allum (Herr der Welt), so hieß der letzte Großmogul des ehemals berühmten mongolischen Reichs, welcher, nachdem schon das Reich sehr herabgesunken war, von den Maratten (1785) überfallen, zur Abtretung der ganzen Regierung gezwungen, auch in immerwährender Gefangenschaft gehalten wurde. Er soll, nachdem man ihm die Augen ausgestochen, 1790 im größten Elende gestorben sein.

Schachspiel, dies bekannte scharfsinnige Brettspiel, hat unstreitig seinen Ursprung den Morgenländern zu verdanken. Ein india=

nischer König theilte es im 16. Jahrh. dem persischen König Cosroes mit; von den Persern kam es zu den Arabern, von diesen nach Spanien, und zur Zeit der Kreuzzüge ward es noch bekannter in Europa, besonders in Italien, wo es mehrere Abänderungen erlitt. Es gibt hauptsächlich dreierlei Arten: 1) das kleine (alte) mit 16 Steinen auf einer Tafel von 64 Feldern; 2) das neue (große), auch das Courierspiel genannt, mit 24 Steinen auf 96 Feldern; 3) das welsche, das bei uns gewöhnliche. Die Steine sind bekanntermaßen gebildete Figuren, die lauter morgenländische Krieger vorstellen: z. B. Schach (Herr oder Fürst), bei uns der König, der vornehmste Stein und die Seele des ganzen Spiels, auf dessen Festsetzung (nach Wegschlagung der Steine) die Hauptabsicht geht; Pharz oder Ferz (Feldherr), bei uns die Königin; Pil (der Laufer), Cavalier oder Springer; Roch (Cameel oder Dromedar), Thurm oder Elephant ꝛc. — Einen sehr interessanten Aufsatz über das Schachspiel und dessen Erfinder findet man im »Morgenblatte« 1813, Nro. 96. fg., und an Koch's »Codex der Schachspielkunst«, Magdeb. 1813, sowie an Mauvillon's »Anweisung zu Erlernung des Schachspiels«, Essen 1827, die vorzüglichen Anleitungen; obgleich das vollständigste Werk darüber wohl die 1624 zu Lüneburg gedruckte »Steganographie von Gustav Selenus« (Herz. August von Braunschweig-Lüneburg, einem der ersten Schachspieler) bleibt.

Schacht, s. Grube.

Schädel ist die knöcherne Grundlage des Kopfes, die man in Hirnschale (cranium) und Gesicht abtheilt. Im engern Sinne versteht man auch wol bloß die Hirnschale darunter. Diese besteht bei dem Menschen aus 8 Knochen, nämlich aus dem Stirnbein (os frontale), den beiden Scheitelbeinen (ossa parietalia s. bregmatis), dem Hinterhauptbeine (os occipitis), den beiden Schläfebeinen (ossa

temporum), dem Keilbeine (os sphenoideum), und dem Siebbeine (os ethmoideum s. cribriforme). Diese meist platten Knochen bilden eine große Höhle, in der sich das große und kleine Hirn befindet, besitzen Erhabenheiten und Vertiefungen von den anliegenden Theilen und mehrere Oeffnungen, durch welche Gefäße und Nerven hindurchgehen. Verbunden sind sie unter einander und mit den Gesichtsknochen im ausgebildeten Zustande durch das Ineinandergreifen der gezähnten Ränder (Nähte), die keine Bewegung zulassen. Im frühern Lebensalter aber berühren sich diese Knochen nur vermittelst einer Knorpelmasse, die es zuläßt, daß der Kopf zusammengedrückt (z. B. bei der Geburt) und verkleinert werden kann, ja da sich die Knochen von ihrem Mittelpunkte aus bilden, so sind sie in der Zeit der Geburt an den Ecken noch so wenig ausgebildet, daß häutigknorpelige Zwischenräume bemerkt werden, welche Fontanelle heißen. Nur zwischen den Schla beinen und der untern Kinnlade, sowie zwischen dem Hinterhauptbeine und dem ersten Rückenwirbel findet sich ein wirkliches Gelenk. Die Gesichtsknochen sind bei dem Menschen folgende: 2 Oberkieferbeine (ossa maxillaria superiora), 2 Nasenbeine (ossa nasi), 2 Thränenbeine (ossa lacrymalia), 2 Jochbeine (ossa zygomatica). 2 Gaumenbeine (ossa palatina), die beiden untern Nasenmuscheln (ossa spongiosa), das Pflugscharbein (vomer), und die untere Kinnlade (os maxillare inferius). In der letztern, sowie in den beiden Oberkieferbeinen sind die 32 Zähne eingekeilt. Die Gesichtsknochen bilden mehrere Höhlen, welche Sinnesorgane enthalten, wie die Augen-, Nasen- oder Mundhöhle, und bestimmen die Form des Gesichts. Die Art, wie sie, insbesondere die obere Kinnlade, zu den eigentlichen Schädelknochen gestellt sind, begründet Verschiedenheiten, durch welche sich das menschliche Gesicht von dem der Thiere unterscheidet, sowie sich auch viele nationale Verschiedenheiten darauf

zurückführen lassen, daß der Oberkiefer und die Jochbeine entweder mehr hervorragen oder eingedrückt sind. — Man kann in dem Bau des Schädels eine Aehnlichkeit mit dem Bau der Wirbelsäule und überhaupt manche anziehende Analogie finden; vgl. Spix's »**Cephalogenesis s. capitis ossei structura et significatio etc. acc. tab. XVIII**« (München 1815, Fol.).

Schädellehre (Kraniologie) von **D.** Gall (s. d.). Die Hauptpunkte s. Lehre sind: Das Gehirn ist dasjenige Organ, wodurch die geistigen Thätigkeiten des Menschen vermittelt werden. Es ist, als ein solches Organ, aber nicht bei jedem einzelnen Acte des Denkens in s. ganzen Masse thätig, sondern sowie jeder Sinn, jedes Bewegungsorgan, überhaupt jedes besondere Geschäft im Körper einen besondern Nerven als Werkzeug hat, ebenso gehört jeder qualitativ verschiedenen Denkverrichtung ein abgesonderter Gehirntheil als Organ, wodurch sie erst möglich wird. Die Stärke des Nerven und die Menge seiner Masse steht mit der Intensität der in diesem Organe auszuübenden Verrichtung in geradem Verhältnisse. Der Rüsselnerv des Elefanten hat die Stärke eines Kinderarms. Der Mensch besitzt das aus den mehrsten Theilen zusammengesetzte Gehirn in der ganzen Thierreihe. In ihm sind also weit mehr Organe vorhanden, er trägt in seinem Gehirn alle die Organe, welche den Thieren einzeln zukommen, nicht nur vereinigt, sondern er besitzt noch andre, den Thieren fehlende. Die Menschenschädel zeigen aber unter sich, sowol in der Menge ihres Gehirns, als in der Vergrößerung einzelner Punkte, große Verschiedenheiten; dazu lehrt die genaue Beobachtung, daß der bessere Kopf sich, wenn auch nicht durch den größern Umfang des ganzen Schädels, doch durch ausgezeichnete Vergrößerung einzelner Punkte desselben, also durch größere Gehirnmasse auszeichnet. In der Jugend, als der Entwickelungsperiode und Bildungszeit der schlummern=

den Anlagen, hat das ganze Gehirn ein Streben nach Ausdehnung; wenn an einem jugendlichen Schädel die obere Hälfte abgenommen wird, so drängt sich das Gehirn hervor, und kann durch Aufsetzung des Deckels nicht wieder in dieselbe Höhle zurückgebracht werden; an einem alten Schädel ist dagegen gerade das Gegentheil zu bemerken. Die Verrichtungen bestimmter Gehirntheile sind von einander verschieden und behaupten sich in wechselseitiger Unabhängigkeit, sowie auch die ihnen vorgesetzten Gehirntheile selbst durch bestimmte und eigenthümliche Formen sich unterscheiden. Das Gehirn ist ein Convolut von Organen. — Man muß sich den Vereinigungspunkt aller Nerven des ganzen Körpers da vorstellen, wo Rückenmark und Gehirn zusammenstoßen, d. i. im Genick, an der Stelle, durch deren Druck jedes Thier, das ein Gehirn hat, sehr leicht getödtet wird. Ein Theil der Nervenmasse geht unterwärts als Rückenmark, gibt Nerven in alle Organe des Körpers und zertheilt sich endlich vollständig in Nervenfäden. Der zweite Theil steigt in der Form markiger Schenkel unter der Varolsbrücke in die Schädelhöhle, gibt Aeste zum kleinen Hirn und verbreitet sich strahlenförmig in der ganzen Masse des großen, oder setzt dieses vielmehr selbst zusammen, indem er an 4 Orten Zwischenräume (Gehirnhöhlen) läßt. Die Vielseitigkeit in den Verrichtungen ist durch eine ebenso große Mannichfaltigkeit in der Form und Farbe bildlich dargestellt. Denn die strahligen Markverrichtungen endigen sich auf der Oberfläche der Hirnhemisphären in mannichfaltigen Windungen, indem sie nach und nach ihre markige Beschaffenheit verlieren und in eine graue Rindensubstanz übergehen. Während dieses Ueberganges dehnt sich die Hirnmasse in eine hautförmige Fläche aus, deren Stamm von den Schenkeln gebildet wird; diese Fläche ist in jene Windungen knaulförmig zusammengewickelt, doch so, daß sie durch gehörige Behandlung vollkommen ausgebreitet werden kann,

auch sich dann von selbst aus ihren Windungen entwickelt, sobald beträchtliche Wasseransammlung in den Hirnhöhlen das Gehirn von einander treiben. — Die Organe des Gehirns sind alle doppelt vorhanden; die ganze Hirnmasse läßt sich in 2 durchaus gleiche Hälften spalten, und es findet nur an den Stellen Einfachheit (z. B. an der Hirnschwiele) statt, wo man diejenigen Organe zu vermuthen hat, welche zur Verknüpfung aller Thätigkeiten zum gemeinschaftlichen Bewußtsein bestimmt zu sein scheinen. Deshalb ist bei Fehlern der einen Hirnhälfte die naturgemäße Thätigkeit der zweiten noch möglich, sowie eine Niere fehlen kann, ohne daß die Urinabsonderung völlig unterdrückt ist. — Diejenigen Organe, welche allen mit Gehirn versehenen Thieren zukommen (solche, die mehr auf Kraft und Erhaltung des Lebens Bezug haben), liegen nach der Basis des Schädels zu; sowie aber das Gehirn sich durch Vermehrung der Organe höherer Seelenkräfte veredelt, so finden sich die hinzugekommenen mehr nach Oben und Außen gegen die Decke und Seitentheile des Schädels. Gleichergestalt gibt sich die Vergrößerung einzelner Hirntheile durch Hervortreten über die andern zu erkennen. Dabei verhält sich der Schädel leidend, d. h. seine Form wird durch die Beschaffenheit der Gehirnoberfläche erst bestimmt, er drückt im gesunden Zustande nicht auf das Gehirn. Denn schon ist im Fötus Gehirn da, ehe noch der Schädel sich bildet; es ist dann nur mit der harten Hirnhaut überzogen, welche hier, wie die Beinhaut an andern Knochen, die Erzeugung und Ernährung der Schädelknochen übernimmt. Die Schädelknochen bestehen beim Erwachsenen aus 2 Tafeln, zwischen denen eine markige Diploe liegt. Dessenungeachtet laufen beide Tafeln parallel mit einander, bis auf folgende Stellen: an den Stirnhöhlen, an der Kreuzgräthe des Hinterhauptbeins, an der Gräthe des Stirnbeins, und an der Gegend der beiden größern Fontanellen. — Genaue und fortgesetzte Beobach-

tung und Vergleichung der Menschen haben gezeigt, daß einzelne Hervorragungen auf sehr große Entwickelung einzelner Fähigkeiten und Neigungen schließen lassen; daß aber da, wo alle Verrichtungen der einzelnen Theile in gleichmäßiger Harmonie entwickelt sind (Wieland's Kopf), der Schädel keine jähen Hervorragungen bilde, sondern eine glatte Wölbung bezeichne. Genaues Studium der Anthropologie; Beobachtung der Menschen in ihren verschiedenen Situationen und damit verbundene Vergleichung ihrer Gehirnform; anatomisch-physiologische Untersuchung des Gehirns und vorzüglich vergleichende Anatomie mit Rücksicht auf die jedesmaligen Neigungen des Thieres; pathologische Beobachtungen an Gehirn- und Geisteskranken, als an Kretinen, Blödsinnigen, Wahnsinnigen, Menschen mit Verletzungen am Gehirn rc. müssen als die Stützen der Schädellehre angesehen werden. Gestützt auf solche Beobachtungen und Arbeiten glaubte Gall, die Orte der Gehirntheile für mehrere Fähigkeiten und Neigungen aufgefunden zu haben. Daß diese, insofern sie außen erkannt werden können, nur solche sind, die nach der Oberfläche des Gehirns zu liegen und Eindrücke in den Schädel zu machen vermögen, ist von selbst klar; eine Menge andrer, in der Tiefe und Mitte gelegener, lassen sich zwar jetzt schon vermuthen, aber erst durch fortgesetzteres Studium erkennen. — Was die einzelnen Organe betrifft, so nennt Gall den Fortsatz zum verlängerten Marke das Organ der Lebenskraft, welcher bei gehirnten Thieren von niedriger Organisation bisweilen das Gehirn allein ausmacht. Von der Größe des Hinterhauptloches und von der Dicke des Nackens läßt sich auf die Stärke dieses Organs schließen. Alle Thierarten mit Geschlechtsunterschied besitzen neben andern Hirntheilen zugleich ein kleines Gehirn; daraus und aus andern Gründen schloß Gall, das kleine Gehirn sei das Organ des Geschlechtstriebes; seine Stärke gibt sich durch die Größe der Hinterhauptsflügel und die

dadurch bewirkte Breite des Nackens zu erkennen, die in allen männlichen Thieren bedeutender ist. Ueber und hinter den Ohren ist bei fleischfressenden Thieren eine Erhabenheit zu finden, die den pflanzenfressenden fehlt; er nennt sie Würgsinn. Im Keilfortsatze des Hinterhauptbeins über dem großen Hinterhauptloche befindet sich eine Schädelgrube, die durch das Organ des Lebenstriebes ausgefüllt wird. Ueber diesen Organen sind die Nerven der Sinne gelagert. Die Oberfläche des großen Gehirns endlich mit seinen Wölbungen, Einschnitten und Höhlen gibt folgende Organe: Um die Augen herum, sodaß sie die Stellung derselben verschieben, liegen diejenigen Gehirntheile, welche als Sammelplätze der durch die Sinne enthaltenen Eindrücke dienen. Man unterscheidet hier den Sachsinn gleich über der Nasenwurzel, der in höherer Steigerung Erziehungsfähigkeit gibt; den Ortssinn, der sich durch Erhebung der Stirnhügel ausdrückt und seinem Inhaber die Fähigkeit gibt, sich in Gegenden, Wegen, astronomisch am Himmel, leicht zu finden; den Wortsinn, das Vermögen, Worte, Terminologien rc. zu fassen, in der hintersten Spitze der obern Knochendecke der Augenhöhle, wodurch das Auge hervorgetrieben, und zum Glotzauge wird; den Sprachsinn, der sich durch Einsicht in den Sprachbau auszeichnet und durch Herabsenken des vordern Stücks der Augenhöhlenplatte erkannt wird, sodaß er Schlappaugen macht; den Tonsinn am äußern obern Augenhöhlenrande; den Zahlensinn, der dem Menschen ausschließend zukommt und an einer tiefen Herabsenkung des Augenbraunenbogens nach Außen erkannt wird, sodaß dadurch die Stirn fast viereckig wird. Etwas neben dem Tonsinne nach Innen steht der Farbensinn. Ist aber der innere Augenwinkel und mit ihm die Querare des Auges herabgetrieben (Ziegenaugen), so verräth das Personensinn, d. i. die Fähigkeit, andre Menschen, sie mögen ein auffallendes oder nicht auffallendes Aeußere haben, leicht wieder zu erkennen. Eine

horizontale Grube über dem Augenhöhlenbogen deutet auf Geiz, ihre Ausfüllung auf Freigebigkeit. — Höher an der Stirn trägt der Mensch die Organe, welche seiner Gattung ausschließend zukommen und den Vorzug seiner Menschennatur ausmachen. Sie geben Aufschluß und Berichtigung über die Camper'schen Bestimmungen der Gesichtslinie. Im Allgemeinen deutet daher eine hohe, breite und gewölbte Stirn auf ausgezeichnete Geistesstärke, eine niedere Stirn auf geringe Entwickelung von Geisteskräften. Bei sehr jungen Kindern, in dem Alter, wo sich das Auffassungsvermögen (Beobachtungsgeist) zu regen anfängt, sowie bei ausgezeichneten Beobachtern, ist die verticale Stirnhöhe kugelig gewölbt. Die philosophische Speculation zeigt sich in der Mitte der Stirn an ihrem höchsten Punkte, die populaire Beredtsamkeit etwas unter derselben, der Witz offenbart sich durch die 2 kügelförmigen Erhöhungen zu beiden Seiten der Stirn über den Augen. In der Mitte des Schädels, über der eigentlichen Stirn, drückt sich die Gutmüthigkeit durch eine Wölbung aus; Grausamkeit durch die Abwesenheit derselben; hinter derselben zeigt eine fortgesetzte Wölbung den Hang nach Schwärmerei an, welche durch Einwirkung andrer Organe bald fanatisch, mystisch, religiös, politisch werden kann. Noch weiter nach hinten, zu beiden Seiten der Pfeilnäht, strebt die Beharrlichkeit (Trotz) empor; ihr zu beiden Seiten liegt das Organ für das Darstellungsvermögen. Neben den Augen nach Außen, doch etwas höher als sie selbst, neben dem Zahlensinne, drückt der Kunstsinn, die Anlage zu mechanischen Fertigkeiten, sich durch eine Erhöhung des Schädels aus; weiter nach hinten, nach den Ohren zu und über ihnen, deutet eine Erhabenheit die Schlauheit an, die, wenn ihr die Unterstützung edler Organe und Motive fehlt, und wenn sie im hohen Grade vorhanden ist, zum Diebssinne ausartet. Dieser erzeugt dann ein Vergnügen an dem listigen Entwenden eines Gegen-

standes, nicht an dem Besitze des entwendeten. Gerade hinauf über den äußern Ohren, wo sich der Schädel umbeugt und wölbt, gibt eine große Breite des Kopfs Bedächtigkeit, das Gegentheil Leichtsinn zu erkennen. Etwas darunter, nach dem hinter dem Ohre gelegenen Warzenfortsatze zu, findet sich die freundschaftliche Anhänglichkeit; noch tiefer, in der Nähe des Würgsinnes, des Gehörs, der Schlauheit, der Bedächtigkeit, steht der Muth. Eine horizontale Linie von einem Organe der freundschaftlichen Anhänglichkeit zum gegenüberstehenden gezogen, durchschneidet die Eltern- und Kindesliebe; über dieser nach der Wölbung des Hinterkopfs hinauf und in ihrer Mitte grenzt an die Beharrlichkeit der Höhesinn, der physisch (die Gemse, den Steinbock) zum Steigen treibt, moralisch zum edlen Stolze oder zum verächtlichen Hochmuth (Eitelkeit) wird.

Schaden ist jeder Verlust, welchen Jemand an demjenigen erleidet, was er mit Recht zu dem Seinigen zählte. Mit Recht; denn wer dasjenige verliert was ihm ohnehin nicht gehörte, erleidet auch keinen Schaden im juristischen Sinne. Der Schade ist 1) entweder ein unmittelbarer, positiver, directer (damnum emergens, dommage), wenn er sich an dem ereignet, was der Beschädigte bereits wirklich hatte; er ist mittelbar, privativ, indirect (lucrum cessans, intérêt), wenn er nur einen erst zu erwerbenden Gegenstand betrifft: entgehender Gewinn. Beides wird unter dem römischen: Id quod interest verstanden. Er ist 2) entweder zufällig, wenn er bloß durch blind waltende Naturkräfte verursacht wird, wozu auch in gewisser Beziehung die Handlungen andrer Menschen gerechnet werden, oder verschuldet, wenn er in freien Handlungen eines Menschen seinen Grund hatte; es ist auch möglich, daß Zufall und Verschuldung als mitwirkende Ursachen zusammentreffen, sodaß beide als wesentlich bei der Entstehung des Schadens betrachtet werden müssen, und eine ohne

die andre solchen nicht, oder auch, daß jede für sich allein ihn hervorgebracht haben würde. Bei dem zufälligen Schaden ist es sehr schwierig, darüber, wen derselbe treffen müsse, feste Grundsätze auszumitteln; die Regel: daß er denjenigen, in dessen Person und Sache er sich ereigne, treffe (casum sentit is, in cujus persona accidit, - casum sentit dominus), hat mancherlei Schwierigkeiten und Ausnahmen (Kant's »Rechtslehre« und Schwab, »Vom unvermeidlichen Unrecht«, 1805). Die Verschuldung ist wieder a) eine absichtliche, vorsätzliche Beschädigung (damnum dolo datum), oder b) eine unvorsätzliche, aber durch Unvorsichtigkeit, Nachlässigkeit (culpa) herbeigeführte. Wer eine Handlung unternimmt, wodurch er bloß sein Recht ausübte, wenn auch ein Andrer dadurch beschädigt wird, ist doch zu keinem Ersatz verbunden (qui jure suo utitur, neminem laedit); hingegen wer ohne Recht (injuria) einen Andern beschädigt, ist dazu und in vielen Fällen durch ein Vergehen oder auf analoge Weise (ex delicto und quasi ex delicto) dazu verbunden. Es ist eine persönliche Verpflichtung (Obligation), deren Entstehungsgrund bei Contractverhältnissen in der positiven Verbindlichkeit der Contrahenten liegt, in ihren Angelegenheiten gegenseitig mit Vorsicht zu verfahren, außerdem aber in der allgemeinen negativen Verbindlichkeit, Niemand zu beschädigen. Die bloße Verschuldung ohne Vorsatz (culpa) hat der Natur der Sache nach Abstufungen, welche sich sowol nach allgemeinen Regeln (in abstracto) als nach der Handlungsweise eines bestimmten Menschen (in concreto) abmessen lassen. Wie viel Abstufungen das positive Gesetz annehmen will, scheint fast willkürlich, doch ist es kaum möglich, mehr als 3 aufzustellen: a) eine Vernachlässigung der gemeinsten, Jedem bekannten, durch das geringste Nachdenken zu findenden Regeln (culpa lata); b) eine Vernachlässigung solcher Regeln, welche nur für sehr seltene Fälle anwendbar sind und

im gewöhnlichen Leben für übertrieben gehalten werden (culpa levissima), und c) ein dazwischen liegendes Mittlere (culpa levis). Solche 3 Grade nahmen die Meisten nach dem römischen Recht an; aber in der neuern Zeit findet man darin nur 2, eine grobe, ans Absichtliche grenzende, sich der Nachlässigkeit bewußte (culpa lata), und eine geringere (culpa levis), welche sich je nach den Umständen gestalten muß. Ueberhaupt aber läßt sich nicht verkennen, daß ebensowol der Punkt, wo die Verschuldung überhaupt nur anfängt, als auch der, wo große und geringe sich von einander scheiden, im Allgemeinen unbestimmbar ist. Was bei dem Einen ganz ohne Verschuldung ist, wenn der Zufall, die Nothwendigkeit ihn zwingt, Gegenstände zu behandeln, deren physische Gesetze er nicht kennt, ist bei einem Andern vielleicht culpa lata, und diese Grenzen verrücken sich daher immer, sowie die Kenntniß der Naturkräfte sich erweitert. Daher ist ein gewisses Schwanken in den Gesetzen, wenn sie diese Abstufungen genau zu bestimmen versuchen, fast unvermeidlich, und die Frage: ob eine Verschuldung groß oder gering sei? ist mehr factisch als nach rechtlichen Begriffen bestimmbar. Besonders in Ansehung des zufällig durch Thiere verursachten Schadens enthält das römische Recht eigenthümliche Bestimmungen; wenn ein Thier durch eine gegen seine Natur laufende Handlung Schaden thut (pauperies), kann der Eigenthümer sich durch Auslieferung desselben (noxae datio) von dem Schadensersatz losmachen; wenn er sein Vieh fremde Früchte abweiden läßt, findet eine actio de pastu gegen ihn statt; wer ein schädliches Thier hält, kann wegen des angerichteten Schadens ex lege Aquilia (eins der ältesten, noch aus den mittlern Zeiten der Republik herrührenden Gesetze über Schadenersatz überhaupt) belangt werden. Auch wegen eines noch nicht geschehenen, aber vorauszusehenden Schadens (damnum infectum), wenn ein Gebäude den Einsturz droht, kann Sicher-

heit gefodert werden. Wer durch eigne Verschuldung sich irgend einen Schaden zugezogen hat, kann überhaupt keinen Ersatz verlangen, wenn auch die Verschuldung eines Andern dabei mitwirkte (damnum, quod quis sentit sua culpa, sentire non videtur).

Schadow (Friedrich Gottfried), königl. Hofbaurath, Director der königl. Schloß-Baucommission und wirkliches Mitglied der königl. Akademie der Künste zu Berlin, berühmter deutscher Bildhauer, geb. 1761 zu Berlin, zeigte schon früh einen unwiderstehlichen Hang zu den zeichnenden Künsten; allein die Dürftigkeit seines Vaters — eines Schneiders mit einer zahlreichen Familie — ließ die Befriedigung jenes Dranges nicht hoffen, bis er zufällig den ersten Unterricht im Zeichnen von einem Bildhauer erhielt und sich dann mehr im Zeichnen übte, endlich aber sich doch der Bildhauerei widmete. Von s. Geliebten begleitet, flüchtete er nach Wien, heirathete sie dort im 21. J. s. Alters und ging, Lehre, Pension, Eltern und alle Aussichten aufgebend, mit Einwilligung und auf Kosten s. Schwiegervaters nach Italien. Unermüdet fleißig arbeitete er 1785—87 in dem Museum des Vaticans und des Capitols. Zu dem sogen. Concorso di Palestra machte er die gefoderte Gruppe in gebranntem Thon und erhielt dafür die goldene Preismedaille, obgleich er keine Verbindungen hatte, wie so viele andre mitbewerbende Künstler. 1788 erhielt er die durch des Bildhauers Tessaert Tod erledigte Stelle. Sein erstes großes Werk in Deutschland war das dem verst. jungen Grafen v. d. Mark, einem natürlichen Sohne Friedrich Wilhelms II., 1790 errichtete Denkmal in der Dorotheenkirche zu Berlin. Diesem folgten bald mehre, z. B. die kolossale Bildsäule des Generals v. Ziethen in Husarenuniform; die Bildsäule Friedrichs d. Gr. zu Stettin; ein Gypsmodell in Lebensgröße, welches die damalige Kronprinzessin, jetzt verewigte Königin Louise von Preußen, und ihre Schwester, die

Herzogin von Cumberland, darstellt, wie sie sich an einander lehnen und umarmen; die Bildsäule Leopolds von Dessau im Lustgarten zu Berlin; mehre Sandsteinarbeiten am neuen Münzgebäude daselbst; das Denkmal des Generals v. Tauentzien zu Breslau. Außer den Modellen zu einem Denkmal für Friedrich d. Gr. verfertigte S. auch das Denkmal auf Luther in Wittenberg. Das Viergespann auf dem brandenburger Thor ist von ihm modellirt und von dem Kupferschmied Jury in Potsdam in Kupfer ausgetrieben. Außer vielen vortrefflichen Büsten berühmter Männer hat er das Blücher'sche Denkmal in Rostock verfertigt. Er st. zu Berlin am 22. October 1831 im 71. Lebensjahre. — Von s. beiden Söhnen starb der ältere, Rudolf, 1822 als einer der ausgezeichnetsten Bildhauer in Rom. Außer mehreren trefflichen Basreliefs, Büsten rc. haben in der neuesten Zeit seine Statuen einer Sandalenbinderin und Spinnerin den einstimmigen Beifall aller Kenner erworben und sind, mehrmals in Marmor ausgeführt, nach England gekommen. — Der andre Bruder, Wilhelm Friedrich, geb. zu Berlin den 6. Sept. 1789, Historien- und Portraitmaler, war Prof. und Mitgl. der Akad. zu Berlin und ging im Oct. 1826 als Director der Malerakademie nach Düsseldorf. Seine Arbeiten zeichnen sich durch das Edle und Reine des Styls, die Großartigkeit der Composition und ungemeine Schönheit und Wärme des Colorits aus. Meisterhaft sind s. Bildnisse; s. Frescomalereien in der Wohnung des verst. preuß. Generalconsuls v. Bartholdy zu Rom beweisen, welche bedeutende Stelle er unter den Historienmalern einnimmt. Unter s. neuesten Werken nennen wir das große Altarbild für Schulpforte: Christus zwischen Johannes und Matthäus, und eine heilige Familie, gemalt 1825.

Schaf, gedeiht bei uns überall und ist am gesundesten in der Marsch, wo man dasselbe niemals im Regen austreibt und so reinlich

als das Pferd behandelt, daher dort die Krankheiten dieses Thiers am Körper und an de Klauen unbekannt sind. Auch bei der besten Pflege wird die Race der Merinos niemals groß und nie so langwollig, als wenn man die Wolle zum Schaden des Ertrags und zur Qual des Thiers überjährig werden läßt. Die vollkommensten Schafe unter den Merinos in Deutschland sind jetzt wohl diejenigen Petri's, der in seinen Herden die Durchführung seiner schriftstellerischen Ideen praktisch bewährte. Seine und die Marschschafe bedürfen der höchsten Vegetation der Aecker, von denen sie ernährt werden; sie eignen sich daher wohl mehr als die kleinen Merinos zur vollkommensten Landwirthschaft, bedürfen aber auch nicht der im Ganzen der höchsten Vegetation so nachtheiligen fremden Hut und Weide. Die immer bis aufs J. 1826 gestiegenen Preise der Petrischen Wolle im Auslande, und die bessere Qualität dieser Schafe für die Schlachtbank, als das Fleisch der kleinen Merinosarten mit verhältnißmäßig weniger Talg, scheinen die Petrischen Schafe sehr zu empfehlen. Unsre Schafzüchter vernachlässigten die Zucht langwolliger Marschschafe auf Geestboden; daher haben die Briten auf den Messen die deutschen Waaren von feiner langer Wolle fast verdrängt und ihre lange Wolle geht sehr stark nach Frankreich und den Niederlanden. Da das Schaf nur 21 Wochen trächtig geht und in der Nähe großer Städte junge Frühlämmer sehr theuer bezahlt werden, so ist es ein Fehler, diesen Nebenvortheil ganz zu verschmähen. Auf Gartenrasen am Tuder (Pfahl) angebundne Lämmer bedürfen gar kein Wasser und gedeihen dann schnell groß und fett. Salzfütterung ist ihrer Gesundheit sehr förderlich. Die Uebertreibung der Schafzucht in sehr volkreichen Gegenden ist landwirthschaftlich nachtheilig. Der Grund der höchsten landwirthschaftlichen Cultur bleibt mit seltenen Ausnahmen bei hoher Bevölkerung, wie in Belgien, die Rindviehzucht.

Schäfer (Gottfr. Heinr.), außerord. Professor der Philosophie und Universitäts-Bibliothekar in Leipzig, woselbst er 1764 geboren wurde, dessen vielseitige Studien Philologie, Mathematik, Physik und Medicin umfaßten und ihm bei seinen philologischen vielen Schriften von großem Nutzen waren. Seine klassische und philologische Bibliothek wurde für die Universitätsbibliothek in Leipzig vom König von Sachsen um 10,000 Thlr. angekauft.

Schäfergedicht, Schäferspiel, Pastorale. Da die Lebensart der Hirten und Schäfer die glücklichste und ruhigste und ihre Sitten den in den Verhältnissen der conventionnellen Welt lebenden Menschen die sanftesten und unschuldigsten schienen, so wurden hauptsächlich sie von ältern und neuern Dichtern zu handelnden Personen des Idylls, das daher auch oft den obigen Namen bekam, gewählt. Doch ist die Idylle nicht auf das Schäfer- und Hirtenleben beschränkt. Die kunstmäßige dramat. Ausführung eines größern idyllischen Stoffes, besonders wenn die Hauptpersonen Schäfer sind, heißt **Schäferspiel**. Dieser letztern Art der Behandlung haben sich zuerst die Italiener bedient, z. B. Tasso und Guarini; auch unter den Franzosen wurde dieselbe einige Zeit Mode und nahm selbst, gegen seine Bestimmung, die Ziererei der Empfindungen der modernen Gesellschaftswelt in sich auf, weil man sich nicht aus seinem Kreis heraus versetzen konnte. Wer erinnert sich nicht dagegen an Göthe's »Launen des Verliebten«?

Schaffhausen, 1) der nördlichste Canton in Helvetien, zwischen Baden, Zürich und Thurgau; $5\frac{1}{2}$ QM. groß, mit 30,000 E. Darin der 1200 Fuß hohe Randen, der Rhein auf der Grenze gegen die Schweiz, und mehrere Bäche; Getreide-, Wein-, Obstbau, Eisengruben, Fabriken in der Hauptstadt, Leinweberei und Kirschwasserbereitung auf dem Lande. Die Verwaltung des Staates besorgt ein

kleiner Rath aus 24 Mitgliedern und ein großer Rath aus 74 Personen, unter dem Vorsitz von 2 jährlich wechselnden Bürgermeistern. Zum Bundesheere werden 466 Mann gestellt und in die Bundescasse jährlich 9320 Schweizerfranken gezahlt. 2) Hauptstadt des Cantons, am Rhein; 3 Vorstädte, Citadelle, 811 H. in der Stadt und 395 in den Vorstädten, 7000 E. Collegium humanitatis, Gesellschaften der Naturkunde, der Landwirthschaft und Botanik, akademisches Gymnasium, Bibliothek, Gußstahlfabriken, Seiden- und Baumwollenzeugwebereien, Kattundruckerei, Handel, Schifffahrt, Weinbau. In der Nähe bei Neuhausen der 70 Fuß hohe Rheinfall.

Schafschur, 1) die Arbeit des Scherens der Schafe; 2) die Zeit, wo sie geschoren werden. Je kürzer die Wolle geschoren worden, je besser war die Schur. Nach der Schur soll man die Schafe mit Salzwasser in den nächsten drei Tagen zur Beförderung des Nachwachses der Wolle waschen. Gewiß ist es, daß alle geschorne Schafe nach der Schur sehr gefräßig sind.

Schafstall ist gemeiniglich mit Steinen gepflastert und hat einige Abschüssigkeit, damit die Schafe trocken stehen. Gewiß ist es der Gesundheit dieser Thiere sehr nachtheilig, daß man so lange den Dünger der Schafställe unausgefahren liegen läßt. Man kann durch gute Streuung zwar die Faulung des Horns verhindern, aber die Einathmung der starken Ausdünstung von Ammonium muß diesen Thieren ungesund sein und ist die natürliche Ursache aller Schafkrankheiten. Mistete man wenigstens wöchentlich zweimal aus und mischte diesen Dünger unter kühlendere Düngarten, so verbesserten sich diese gegenseitig und die Schafe würden sich z. B. in Sachsen eben so gesund befinden, als in den Marschen Niederdeutschlands. Für die Wärme des Stalls sorgt man zu viel und für starken Luftzug in der höheren Region zu wenig. Die große Höhe der Ställe ist nur nöthig und ein

kleines Hülfsmittel, wo man gewohnt ist, die Schafe den Geruch ihres Unraths einsaugen zu lassen. Selbst die Pflanzen können die Einathmung ihrer Ausdünstung nicht leiden. Dem berühmten Pfleger der Seidenwürmer in Italien, Grafen Dandolo, entstanden dadurch allein eine Menge Krankheiten, welche verschwanden, als er ihnen mehr Luft gab. Der vollkommenste Stall für Schafe muß eben so wenig Schafdünger und Urin, als der Pferdestall Pferdedünger und Urin enthalten. Salpeter im Schafstall gewinnen zu wollen, ist vollends das Grab der Schafe.

Schaft, s. Säule.

Schaftgesimse, so viel als Fuß, Säulenfuß. s. Säule.

Schafzucht, s. Schaf. Es gehen jetzt nach mehreren Theilen Amerika's und Rußlands sächsische feinwollige Schafherden. Es wäre eine Grille, nicht gern die schon überflüssigen feinen Schafe auszuführen, da sie theuer bezahlt werden, und es Zeit ist, an geeigneten Plätzen, neben den zärtlichen Merinos, auch langwollige Schafherden einzuführen. Uebrigens haben junge Erfahrungen gelehrt, daß die französischen Stammschäfereien kaum so feines und so gesundes Schafvieh als Sachsen besitzen. Man sorge jetzt nur dafür, daß sie stets so trefflich als in England genährt werden, welches erst möglich ist, wenn man, wie in England und Belgien, die höchst cultivirten Felder befriedigt und für die Schafe das gesundeste Futter erzieht oder sie, wie in Rochsburg, an Stallfütterung gewöhnt, welches den Dünger und dadurch die Ernten ungemein vermehrt.

Schaggas-Länder, Gagas, Gimbo, Negerstaaten im westlichen Theile des innern Afrika, vom schwarzen Vorgebirge bis an das Mondgebirge. Zu ihnen gehören die Staaten Angiko, Mulva, das Land der Cassanger u. a.

Schagren, Schagrin, (Chagrain oder Chagrin, v. d.

Pers. Sagri, das Kreuz des Pferdes), ein aus dem hintersten Rückenstücke der Pferdehaut, das über dem Schwanze wie ein halber Mond ausgeschnitten wird, künstlich zubereitetes Leder, das man zum Einbinden der Bücher, zu Futteralen ꝛc. gebraucht, und welches eine alte Erfindung der Perser ist. — Außerdem gibt es auch noch eine Haut von Fischottern, Seehunden ꝛc. welche mit härtern, schärfern Körnern zubereitet wird, welche auch Schagren heißt.

Schall, die allgemeine Benennung für das Object (den Gegenstand) des Gehörs. Ton, Klang, Laut, Geräusch, Knall, Sausen u. a. Benennungen bezeichnen daher verschiedene Arten und Modificationen (besondere Bestimmungen) des Schalls. Bei der Betrachtung der (Theorie) des Schalls sind zu erörtern: 1) die Natur oder das Wesen des Schalls, 2) die verschiedenen Entstehungsarten, 3) die Fortpflanzung, 4) Grund der verschiedenen Stärke, 5) Arten des Schalls. Daß das Wesen des Schalls in einer Bewegung besteht, davon kann man sich schon durch bekannte Erfahrungen überzeugen. Bei einem starken Donner z. B. klirren (erzittern) die Fensterscheiben, und durch den Knall naher Kanonen werden sie gar zersprengt, was nur aus dem Stoß der heftig erschütterten Luft erklärbar ist. Ein Trinkglas kann durch bloßes Schreien in dem diesem Gläse eigenthümlichen Tone zerbrochen werden, und bei klingenden Körpern, z. B. Glocken, auf welche man etwas Sand aufgestreut hat, bemerkt man eine hüpfende Bewegung der Sandkörner. Das letztere deutet auf ein Zittern der schallenden Körper; daher die bisher gewöhnliche physikalische Erklärung ist aber unbefriedigend und gibt keinen Aufschluß über die große Mannichfaltigkeit des Schalls. Ein mechanisches Zittern der Körper kann man sich nur verschieden denken nach der verschiedenen Stärke des Zitterns und nach der verschiedenen Geschwindigkeit, mit welcher die Schwingungen auf einander folgen; die erstere

Verschiedenheit macht einigermaßen die verschiedene Stärke des Schalls, die letztere die Mannichfaltigkeit in der Höhe und Tiefe der Töne begreiflich, aber nicht die (qualitativ) verschiedenen Arten des Schalls, nicht die unendliche Mannichfaltigkeit in der Eigenthümlichkeit des Klanges, wodurch sich die Körper für das Ohr von einander unterscheiden. Chladni's Klangfiguren (s. d.) haben denkende Naturforscher auf einen bessern Begriff des Schalls geleitet. Das Zittern nämlich (welches Jeder leicht von der Massenbewegung [Bewegung der ganzen Körper] unterscheidet) betrifft nur die kleinsten Theile oder Atome der Körper, welche sich, wiederholt, gegen und von einander bewegen. Das Zittern wird durch Stoß und Reiben, also mechanisch, erregt, aber ohne deshalb selbst mechanisch zu sein, und es sind vorzüglich die starren, elastischen Körper, welche so in zitternde Bewegung gesetzt werden können. Beim Zittern wird das Innere der Körper erregt und bewegt, und die Gesetze der Urbewegung, nach welchen die Atome eines Körpers sich ursprünglich in Krystallform zusammengefügt haben, werden wieder lebendig und offenbaren sich als Schall, d. h. in bestimmten Zitterfiguren, als Nachbildung oder Wiederholung der eigenthümlichen Krystallform des Körpers in der bloßen Bewegung seiner Atome. Denn wie die äußere Bewegung der Körper Linien bildet und Figuren sichtbar umschreiben kann, so erfolgt die innere Atomenbewegung nach nothwendigen Formgesetzen und bildet hörbare Figuren, die Zitter- oder Klangfiguren, die sich der Luft zur Fortpflanzung einprägen oder mittheilen, durch diese den Gehörwerkzeugen, durch diese endlich dem Hörnerven, worin sich die gleichen Klangfiguren abbilden. Da also in den Zitterfiguren die Gesetze der Urbildung oder Krystallisation wieder rege werden und sich in der Atomenbewegung wiederholen, so muß man das Zittern oder Schallen der Körper als ein Streben derselben betrachten, wieder in den Urzustand zurückzukehren, d. h. sich

wieder auf dieselbe Art in Atome aufzulösen, wie sie aus Atomen, durch deren Bewegung und Vereinigung entstanden waren; aber die Starrheit (Cohäsion) der Körper widersteht diesem Streben, sie hebt die Bewegung allmählig auf (der Klang verliert sich) und läßt es nicht zur Auflösung kommen. — Die verschiedenen Entstehungs- oder Erregungsarten des Schalls sind eigentlich nur scheinbar, nicht wesentlich verschieden. Vergleicht man die Entstehungsart des Klangs einer Glocke, eines Trinkglases, einer Saite u. s. w. mit der Entstehung des Knalls einer Peitsche oder eines Schießgewehrs, des Donners, der menschlichen und Thierstimme u. s. w., so scheinen hier freilich sehr verschiedene Ursachen den Schall zu erregen; aber im Grunde läßt sich alle Schallerregung auf Stoß und Reibung zurückführen. Der Hauptunterschied ist nur der, daß entweder starre (feste) Körper an starren sich reiben oder stoßen, oder daß unmittelbar die Luft einen Stoß oder eine Reibung und dadurch Pressung und Erschütterung erleidet. Da die erstere Entstehungsart (durch Stoß und Reibung starrer Körper) sehr bekannt ist, so bedarf nur die letztere einer Erörterung. Das Rauschen oder Sausen des Windes entsteht durch das Reiben der bewegten Luft an festen Gegenständen, z. B. an Häusern, Thürmen, Bäumen; bei letztern wird, wenn sie belaubt sind, das Rauschen noch durch das Reiben der Blätter an einander verstärkt. Beim Losbrennen eines Schießgewehrs empfängt die im Rohr beschränkte Luft, vermöge der plötzlichen Entwickelung verschiedener Gasarten aus dem entzündeten Schießpulver, einen heftigen Stoß und augenblickliche Pressung, wodurch zugleich das Rohr des Schießgewehrs heftig erschüttert wird, was zur Verstärkung des Schalls viel beiträgt. Die Stimme der Menschen und Thiere entsteht durch die Reibung der aus der Lunge durch die Luftröhre streichenden, an den elastischen Wänden derselben, besonders des Zungenkopfs, durch dessen zitternde Bewegung vorzüglich die Töne her-

vorgebracht, durch die Stimmritze aber zugleich hinsichtlich der Höhe und Tiefe der Töne modificirt werden; denn je enger die Oeffnung ist, durch welche die schallende Luft streicht, desto höher wird der Ton, und umgekehrt, je weiter die Oeffnung, desto tiefer der Ton. Daher die Höhe der Tonleiter bei Singvögeln. Der vollkommene, unendlich modificirbare Bau des menschlichen Luftröhrenkopfs bedingt, von organischer Seite, die Vollkommenheit des menschlichen Gesanges und der menschlichen Sprache, bei welcher noch die Töne oder Laute durch die Zunge mittelst des Widerstandes der Zähne articulirt werden. Im Blasinstrument entstehen die Töne im Ganzen auf dieselbe Art wie in der Luftröhre, die man bildlich das organische Blasinstrument nennen könnte, während umgekehrt die Blasinstrumente als künstliche Luftröhren betrachtet werden dürften. Die Verschiedenheit des Klanges der verschiedenen Blasinstrumente beruht auf der Verschiedenheit theils der Form, theils der Substanz, woraus sie gemacht sind. Bei der Trompete, dem Waldhorn, der Posaune gibt vorzüglich das Metall in Verbindung mit der Form dem Klang die Schärfe des Charakters, indeß der hölzernen Flöte, Clarinette, Oboe u. s. w. viel sanftere Töne eigenthümlich sind. — Die Fortpflanzung des Schalls erfolgt durch alle elastische Materien, und zwar um so vollkommener, je elastischer und elastisch erregbarer sie sind. Daher ist die Luft oder überhaupt die gasförmige Materie das vollkommenste Medium (vermittelnde Materie oder Substanz) der Fortpflanzung des Schalls. Früher hielt man die Luft für unbedingt nothwendig zur Forterregung des Schalls. Erfahrungen beweisen aber das Gegentheil. Man nehme z. B. das eine Ende eines hölzernen Stäbchens zwischen die Zähne und lasse das andere Ende auf dem Resonanzboden eines Claviers oder Fortepianos ruhen, indem man zugleich beide Ohren mit den Fingern fest verstopft, und man wird, während auf dem Instrumente gespielt wird, alle Töne sehr deutlich ver-

nehmen, und zwar stärker als gewöhnlich. Ebenso wird man den Klang einer kleinen, an einem Drahte befestigten Glocke sehr stark hören, wenn man, unter gleichen Umständen, das eingebogene Drahtende zwischen den Zähnen hält. In beiden Fällen wird der Schall offenbar nicht durch die Luft, sondern durch die starren Leiter (das Holzstäbchen, den Draht) bis zu den Zähnen, und von da weiter durch die Knochen der Kinnladen bis ins Hörorgan fortgeleitet. Man wird aber zugleich bemerken, daß der durch starre Schallleiter, ohne Vermittelung der Luft, dem Hörorgan mitgetheilte Schall nicht so angenehmen Eindruck macht, als der durch die Luft fortgeleitete; in jenem Falle klingen die Töne viel rauher als in diesem. Die Luft ist also der vollkommenste, der Organisation des Ohrs entsprechendste Schallleiter; durch sie wird der Schall gemäßigt, werden die Töne und Klänge gleichsam veredelt und auf ähnliche Art für das Ohr vorbereitet, wie die Speisen durch den Speichel der Zunge für den Magen. — Was nun die Art der Fortpflanzung des Schalls durch die Luft betrifft, so haben sie Einige mit der fortschreitenden Wellenbewegung verglichen, welche in einem ruhigen Wasser entsteht, in welches man einen Stein geworfen hat, und sie glaubten die Sache dadurch recht anschaulich zu machen. Dieses Gleichniß ist aber keineswegs treffend. Vielmehr werden dieselben Klang- oder Zitterfiguren, welche in einem klingenden oder tönenden Körper entstehen, durch Erregung in der Luft nachgebildet und durch Forterregung schnell weiter getragen. Man muß annehmen, daß eine Klangfigur, die als bestimmter Schall oder Klang empfunden wird, sich, wie im Körper so in der Luft, in jedem unbestimmbar kleinen Theile derselben wiederholt und in solcher Kleinheit fortpflanzt; denn sonst wäre nicht zu begreifen, wie bei einem Concert eine beträchtliche Zahl von Tönen zugleich gehört werden könnte, die daher als ebenso viel Klangfiguren in dem kleinen Raume, den das Ohr gestattet, zugleich sein müssen, um als Harmonie empfun-

den zu werden. Daß übrigens zur Fortpflanzung des Schalls, vermöge des Widerstandes der Luft und sonstigen Schallleiter, eine Zeit erfordert wird, weiß Jeder aus eigener Erfahrung, indem z. B. beim Abfeuern einer entfernten Kanone der Blitz um so früher vor dem Knall gesehen wird, je weiter sie entfernt ist. Die Fortpflanzung geschieht gleichförmig, d. h. durch gleiche Räume in gleichen Zeiten. Viele Naturforscher haben sich mit der Berechnung und Bestimmung der Geschwindigkeit des Schalls beschäftigt, aber die Resultate ihrer Versuche stimmen nicht völlig überein. Nach Derham, der in seinen sorgfältig angestellten Versuchen mit Flamstead's und Halley's Bestimmungen zusammentrifft, durchläuft der Schall in der Luft in der Secunde eine Länge von 1142 Fuß, welches man vor der Hand als die richtigste Bestimmung gelten lassen muß; eine ganz genaue dürfte auch nicht möglich sein, da die Fortpflanzung des Schalls auf der Elasticität der Luft beruht, deren Grade, vermöge der großen Veränderlichkeit der Atmosphäre, zu verschiedenen Zeiten verschieden sind. Am meisten aber hat begreiflich der Wind auf die Geschwindigkeit des Schalls Einfluß, welche durch übereinstimmende Richtung des Windes mit der des Schalls befördert, durch entgegengeetzte Richtung aber gehemmt, d. h. vermindert wird. Auch geschieht die Fortleitung des Schalls, wie die des Lichts, in gerader Richtung, und die Physiker sprechen daher bei der mathematischen Betrachtung des Schalls von Schallstrahlen, wie sie bei der gleichen Betrachtung des Lichts von Lichtstrahlen sprechen. Daher findet auch beim Schall, wie beim Lichte, ein Zurückstrahlen (Reflexion) von den Flächen fester Körper nach mathematischen Gesetzen statt, worauf sich das Echo gründet, sowie auch die Sprachgewölbe, wenn die zurückstrahlende Fläche elliptisch gekrümmt ist, wodurch an 2 Orten ein Schallfocus (Vereinigungspunkt der Schallstrahlen), wie beim Brennspiegel ein Lichtfocus, entsteht. — Die Grade der Stärke (Intensität) des

Schalls hängen von verschiedenen Umständen ab, namentlich a) von der Entfernung des Hörers von dem Entstehungsorte des Schalls; denn je näher man diesem Orte ist, desto stärker, je entfernter, desto schwächer hört man den Schall. Die Stärke des Schalls vermindert sich also durch die Fortpflanzung (vermöge des Widerstandes der Schallleiter) und nimmt mit zunehmender Entfernung allmählig ab. b) Von der Quantität der erregenden Ursache des Schalls bei gleicher Entfernung. Je stärker z. B. ein Schlag oder Stoß ist, der gegen einen elastischen Körper erfolgt, desto stärker ist der dadurch entstehende Schall, und umgekehrt je schwächer u. s. w.; je schärfer ein Schießgewehr, z. B. eine Pistole, geladen wird, desto stärker ist beim Abfeuern der Knall, und umgekehrt. c) Von der Qualität (besonders Dichtigkeit und Elasticität) der schallenden Substanz, bei gleicher Stärke der Erregung und gleicher Entfernung des Ohrs vom schallenden Körper. Man hänge z. B. 2 der Größe nach gleiche Stäbe, einen hölzernen und metallenen, durch Fäden auf, und man wird finden, daß, bei gleichen Schlägen gegen diese Stäbe, der metallene stärker schallt als der hölzerne. Die verschiedenen Grade der Stärke des Schalls — zugleich aber auch andre Bestimmungen desselben — hängen ferner ab d) von der Lage des schallenden Körpers, d. h. von seiner Verbindung mit mehr oder weniger elastischen Körpern. Eine Glocke z. B. klingt nur stark (zugleich aber auch hell und anhaltend), wenn sie frei hängt, und überall von dem sehr elastischen Schallleiter, der Luft, umgeben ist; sie klingt dagegen schwach und dumpf, wenn man sie mit ihrer Mündung auf die Erde, überhaupt auf feste Körper, stellt, und zwar ist der Schall um so schwächer und dumpfer, d. h. er wird um so mehr gehemmt, je weicher und weniger elastisch der Grund ist, auf welchem die Glocke ruht. Dieses Beispiel gibt den Schlüssel zur Erklärung vieler andern ähnlichen Fälle. Auch

beruht die verschiedene Intensität des Schalls e) auf der Beschaffenheit des Schallleiters, also vorzüglich der Luft, hinsichtlich der Elasticität und Dichtigkeit derselben, deren höhere Grade die Stärke des Schalls begünstigen. Daher knallt z. B. ein Schießgewehr bei gleicher Ladung auf hohen Bergen schwächer als in der Tiefe der Thäler, und aus gleichem Grunde schallen alle Körper bei heiterm Wetter stärker als bei trüber, feuchter Luft, auch zur Nachtzeit stärker als am Tage, was nur zum Theil scheinbar ist, in Folge der allgemeinen Stille der Nacht, andern Theils aber von der geringern Temperatur und daher größern Dichtigkeit der Luft zur Nachtzeit kommt. Endlich hat auch f) das Dasein oder der Mangel zurückschallender naher Wände oder Flächen, und, im ersten Falle, zugleich die mehr oder weniger elastische Beschaffenheit der zurückschallenden Wände Einfluß auf die Stärke oder Schwäche, Verstärkung oder Verminderung des Schalls. Denn das Zurückschallen von Wänden, die wegen ihrer Nähe kein Echo geben können, verstärkt nothwendig den ursprünglichen Schall. Daher schallt in Zimmern mit harten, elastischen Wänden Alles stärker als in freier Luft, stärker Alles in leeren Zimmern als in meublirten, stärker in einsamen als mit Menschen angefüllten Zimmern, denn weiche Körper hemmen, vermindern, dämpfen den Schall aus Mangel an Elasticität. — Als verschiedene Arten des Schalls und als besondere Bestimmungen (Modificationen) des Schalls werden vorzüglich folgende unterschieden. Ton wird der Schall genannt, wenn er mehr oder weniger gleichartig anhaltend ist; ein gleichartiges Zittern, oder besser, eine gleich schnelle Aufeinanderfolge gleicher Zitterfiguren erzeugt den Ton. Er ist der Stoff für die Musik oder Tonkunst, deren Gegenstand und Aufgabe die melodische Verkettung und harmonische Zusammenstellung der Töne zu organischen Ganzen (Tonstücken) ist. Klang scheint, dem Sprachgebrauche

nach, die Qualität der Töne zu bezeichnen, welche mit dem mehr quantitativen Unterschied derselben hinsichtlich der Höhe und Tiefe nicht zu verwechseln ist; oder auch: der Klang bedeutet die besondere Eigenthümlichkeit eines Körpers (eines Instruments z. B.) im Schallen oder Tönen. So unterscheidet sich z. B. der Ton einer gläsernen Glocke von dem einer metallenen — wenn auch beide in gleicher Höhe gestimmt sind — und diesen Unterschied gibt der verschiedene Klang der Substanzen, woraus sie gemacht sind. Der Ton einer Flöte klingt anders als der einer Violine, und diese klingt anders als ein Clavier; anders ist der Ton der Harmonica, viel anders der des Waldhorns oder der Posaune, und welch ein Unterschied ist zwischen den Tönen der Trompete und der Orgel! Jedes Instrument hat seinen eignen Klang, jeder Vogel seinen besonders modificirten Ton, jedes tönende organische Wesen seine eigenthümliche Stimmung des ihm natürlichen Lautes. Diese unendliche Mannichfaltigkeit wird ohne Zweifel durch die gleiche Verschiedenheit der Zitterfiguren hervorgebracht, daher auch die Benennung Klangfiguren. Stimme heißt der Klang des Schalls, welchen organische Wesen durch die Luftröhre hervorbringen. Laut hat, in Beziehung auf Thiere, eine ähnliche Bedeutung; in Beziehung auf die menschliche Sprache sind die Laute Grundbestandtheile (Elemente) der Lautsprache. Außer diesen bestimmten Gattungen des Schalls gibt es noch eine Menge unbestimmbarer Arten (die nicht aus bestimmten Klangfiguren, sondern aus einem zufälligen, unharmonischen, bisweilen widrigen Gemisch derselben bestehen), welche aber doch ihre Benennungen haben, und theils organischen, theils anorganischen Ursprungs sind, wovon die Zeitwörter: rauschen, brausen, tosen, sausen (säuseln), knallen, krachen, zischen, prasseln, lispeln u. s. w. einige Beispiele geben.

Schalmei (bombyx, franz. chalumeau), die Schäferpfeife,

gemeiniglich aus Rohr (calamus) gemacht; dann auch ein kleines Blasinstrument aus Buchsbaum mit 7 Löchern, 2 Klappen ꝛc., das aber durch die Oboe ziemlich ganz verdrängt worden ist. Bei den Orgeln heißt auch ein Schnarrwerk so.

Schalthiere, Schalenthiere (Conchylien). Unter den Gewürmen gibt es mehrere, denen ein kalkartiges, schalenförmiges Haus zur Wohnung angewiesen und angeboren ist, und die sich nicht ohne Verlust ihres Lebens daraus entfernen lassen. Man nennt sie Schalthiere. Ihre Gehäuse sind oft sehr einfach; so lebt die Wurmröhre (Dentalium) in Röhren, die an beiden Enden offen sind; der dem Schiffholze feindliche Bohrwurm (Teredo) in einer federkieldicken rundlichen Schale; der Seeigel (Echinus) sitzt in einem runden stacheligen Gehäuse. Die Häuser der Schnecken und Muscheln sind schon künstlicher gebaut; ihrer Zeichnungen und Formen wegen werden sie zuweilen zu hohen Preisen verkauft; hierher gehören die schraubenförmigen Wendeltreppen, die kegelförmigen Admirale (Conus) mit bandförmigen Streifen, die nebst andern zu den Seltenheiten der Naturaliencabinette gehören. Von der Perlmuttermuschel (Mytilus margaritifer) schätzt man die Schale selbst und ihre Auswüchse, die Perlen. In süßen Wassern gibt die Perlmuschel (Mya margaritifera) ebenfalls Perlen. Die Flußmuschel (Mya pictorum) dient zur Aufbewahrung der Farben. Drei Schnecken sucht man wegen ihres färbenden Saftes auf, den schon die Alten kannten und als Purpurfarbe dem Golde gleich schätzten; sie sind Buccinum lapillus, eine Trompetenschnecke, Turbo ianthinus, eine blaue kräuselförmige, und Murex ramosus, eine Stachelschnecke. Die Miesmuscheln und Steckmuscheln (Pinna) spinnen Fäden, die an Schönheit und Dauer die Seide des Seidenwurms übertreffen. Die Auster (Ostrea edulis) ist als Leckerbissen bekannt. Endlich gehören hierher die Korallen.

Alle Schalthiere haben einen weichen, gallertartigen Körper und sind mehrentheils mit Fühlfäden versehen. Sie sind Zwitter und legen meist Eier; nur wenige gebären lebendige Junge. Die Schalen sind das Werk ihrer Bewohner und entstehen aus einem kalkartigen klebrigen Safte der Thiere. Eingetheilt werden die Conchylien in 4 Familien: die vielschaligen, zweischaligen (Muscheln), einschaligen mit bestimmten Windungen (Schnecken) und einschaligen ohne bestimmte Windungen.

Schaltjahr, s. Calender und Jahr.

Schaluppe (fr. chaloupe), eigentl. ein kleines, hinten und vorn spitziges Fahrzeug zur See, mit wenigstens vier Rudern und Segeln versehen, das zu einem größern Schiffe gehört und am Tau mit fortgeschleppt wird; man braucht es zum Ankern, Landen, Wasserholen rc. Uebrigens werden auch andere Fahrzeuge, die bald größer bald kleiner sind, so genannt.

Schamanen heißen in Sibirien, Kamtschatka, der Tatarei und Mongolei die Priester, welche zugleich Aerzte, Zauberer und Geisterbeschwörer sind. Die Religion aller jener Völker (fast durchgehends Heiden) wird die Schamanische Religion genannt, die voll von Aberglauben und sinnlichen Vorstellungen ist; ihre Priester, eben jene Schamanen, sind meistens Betrüger, die sich durch Orakel, Verzuckungen rc. beim Haufen Ansehn verschaffen.

Schames, Schulklapper, bei den Juden diejenigen, welche in den Synagogen gleichsam den Küster machen, und bei dem sich zugleich alle ankommende fremde Juden melden müssen.

Schams, Schamserthal, Hochgericht des obern Bundes im helvetischen Canton Graubündten; 3300 Einw. besteht aus 4 Gerichten.

Schandau, eine kleine Stadt im meißnischen Kreise des Kö-

nigreichs Sachsen, am Ausflusse der Kirnitsch in die Elbe, 8 Stunden südöstlich von Dresden, in einem von malerischen Felsen umgebenen Thale, im Mittelpunkt der sächsischen Schweiz, 2 Stunden von der böhmischen Grenze. Sie zählt 1000 Einw., deren Hauptnahrungszweig der Handel mit Sandsteinen, welche die Umgegend liefert, mit Holz, das sie für auswärt. Absatz, bei verbotener Ausfuhr des inländischen, nur aus Böhmen beziehen, und ein nicht unbedeutender Verkehr mit Getreide und eine lebhafte Schifffahrt ist. Schandau war früher schon ein Grenzzollamt und ist, nach den Bestimmungen der Elbschifffahrtsacte, die dritte Elbzollstätte abwärts von Böhmen. Die im 16. Jahrh. angelegte wichtige Holzflöße auf der Kirnitsch, welche jährlich mehrere 1000 Klaftern liefert, geht bis Schandau. Der Zusammenfluß von Reisenden und der Besuch des Heilbades geben gleichfalls viele Erwerbsmittel. Die Heilquelle entspringt ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt, am Eingange des Kirnitschthales, auf einer von waldigen Felsen umgebenen anmuthigen Wiese. Man kannte sie schon im Anfange des vorigen Jahrh., und selbst die ersten unvollkommenen Untersuchungen ihres Gehalts 1730, wo sie mangelhaft gefaßt wurde, brachten sie in Ruf, doch ward sie zu sehr vernachlässigt, als daß sie sich darin hätte erhalten kannen. Erst in den letzten Jahren des vorigen Jahrh. verdankte sie dem jetzigen Besitzer ihre Reinigung und bessere Fassung, und seitdem entstanden nach und nach ein Brunnenhaus und mehrere freundliche Gebäude. 1803 wurde eine neue und zwar die stärkste Quelle entdeckt, deren es überhaupt jetzt 9 gibt. Die Bäder sind in dem für Bädegäste bestimmten Hause befindlich und sehr bequem eingerichtet. Die Hauptquelle enthielt nach den 1803 angestellten Untersuchungen in 100 par. Cubikzoll Wasser über 18 Gran Eisenoxyd, über 8 Gran salzsaure Talkerde, über 5 Gran schwefelsaure Kalkerde und über 11 par. Cubikzoll

kohlensaure Luft und Schwefelwasserstoffluft. Das Wasser wird zum Baden und Trinken gebraucht, und man hat es gegen Nervenschwäche, Fehler der Verdauung und Hämorrhoidalbeschwerden wirksam gefunden. Die Vergnügungen der Badegäste bestehen einzig in dem Genusse der reizenden Natur, und Schandau ist der bequemste Ort, von wo aus man die sächsische Schweiz und die angrenzenden herrlichen Gegenden Böhmens auf einzelnen Lustreisen durchwandern kann.

Schandpfahl, Pranger, ist ein steinerner Pfeiler, oder auch ein hölzerner Pfahl, an welchem Verbrecher, nach gerichtlichem Urtheile, durch den Gerichtsfrohn befestigt oder hingestellt und zur Schau der öffentl. Beschämung preisgegeben werden. Diese Strafe hat mancherlei Grade und Formen. Es gehört dahin der Lasterstein, auf welchem sich in einigen ital. Städten zahlungsunfähige Schuldner mit entblößtem Hintern setzen mußten; der Esel, auf welchem ehedem zu Darmstadt die Frauen umherreiten mußten, welche ihre Männer geschlagen hatten; der hölzerne Esel, auf welchem Soldaten wegen Trunkenheit und anderer geringerer Vergehen reiten mußten; das Trillhaus, Pilory, in England; die Kirchenbußen; der Lästerstuhl (Cucking oder Ducking stool), auf welchen man in einigen engl. Städten zänkische Weiber festband und zur Abkühlung in einen Fluß tauchte; gegitterte Käfige an Thürmen, in welche man liederliche Dirnen einsperrte, damit sie von Jedermann gesehen würden; die Cathedra stercoris, auf welchem die betrüglichen Bierwirthe ausgestellt wurden (malam cerevisiam faciens, ponatur in cathedram stercoris), und viele ähnliche Strafen, welche der derbe Witz unserer Vorfahren erdachte. Zu Schärfung des Ehrgefühls wirkten sie gar sehr, und mehr als unsere Zuchthäuser.

Schan-si, Chan-si, Schan-see, chinesische Provinz,

2570 QM. groß, mit 9,768,200 Einw., grenzt im Norden an Liang-tsching, gegen O. an Tschi-li, gegen S. an Hunan, gegen W. an Shen-si. Darin Silber-, Eisen-, Zinn-, Alaun-, Kohlen- und Salzwerke, Seiden-, Wein- und Dattelnbau, Teppichwebereien u. a. Die Hauptstadt ist Tai-yuen-fu.

Schanze, im Allgemeinen jeder, entweder ganz oder zum Theil mit Brustwehr und Graben umgebene Ort; indeß belegt man vorzüglich die Feldschanzen mit dieser Benennung. 1) Flesche, Pfeilschanze, besteht eigentlich nur aus 2 Gesichtslinien, doch hat sie auch Streichen oder gar Flügel. 2) Redoute, jede geschlossene Schanze, die keine Seitenvertheidigung hat. Alle Erfahrungen haben gelehrt, daß die viereckigen Redouten, wegen der wirksamern Vertheidigung, die zweckmäßigsten sind. Um den, den Ecken gegenüber befindlichen, unbestrichenen Winkel nicht allein auszufüllen (welches durch das Rechts- und Linksanschlagen nur unvollkommen geschehen kann), sondern auch noch auf den Ecken einen bedeutenden, von einem Kreuzfeuer bestrichenen Winkel zu erhalten, kann man die Ecke abstumpfen, welches mit dem Vortheile, daß nun die Brustwehr hier schmäler wird, und man den Feind leichter mit dem Bayonnet erreichen kann, noch den verbindet, daß die Kanonen in solchen abgestumpften Winkeln weiter vorgerückt und in einem größern Winkel bewegt werden können. 3) Kreuzredoute, ist aus 4 gewöhnlichen Redouten zusammengesetzt. 4) Sternschanzen, regelmäßige Schanzen mit ein- und ausspringenden Winkeln. Jeder ausspringende Winkel dieser Schanzen ist ein gleichseitiges Dreieck, dessen Basis die Seite eines Quadrats, regelmäßigen Fünfecks, Sechsecks u. s. w. bildet. 5) Bollwerksschanzen, dienen hauptsächlich zur Vertheidigung durch Geschütz. Sie sind viereckig und haben Gesichtslinien, Streichen und Mittelwälle. 6) Vorliegende Schanzen, wer-

den hinter zusammenhängende Verschanzungen gelegt, theils um dem Feinde die Hauptverschanzung, wenn er sie nehmen sollte, streitig zu machen, theils auch, um den Rückzug zu decken. 8) Brückenschanze, s. Brückenkopf.

Schanzkleid, bei Kriegsschiffen eine, vermittelst aufgerichteter Hölzer, um das Schiff gezogene, grobe Leinwand, um damit theils die kleinen Kugeln abzuhalten, theils die Arbeiter dadurch zu decken, theils auch dem Feinde die Arbeiten zu verbergen. Bisweilen sind auch die Mastkörbe im Gefecht damit umzogen. Uebrigens hat jede Nation für diese Schanzkleider ihre besondere Farbe.

Schanzkorb, bei der Artillerie ein aus Weiden geflochtener, mit Erde oder Sand angefüllter Korb, um damit die Soldaten und Arbeiter auf den Hauptwerken, Batterien rc. zu decken. Dann heißen Schanzkörbe auch die mit Erde gefüllten Körbe, wodurch der Bruch in einem Deiche oder Damme ausgefüllt wird.

Schanzloper, ein kurzer Oberrock von Frieß oder Tuch für die Seefahrenden bei kalter Witterung.

Scharbock (Scorbutus), eine Krankheit, welche in kalten nördl. Gegenden, besonders an den Seeküsten, in feuchter kalter Luft entsteht, daher sie an den Seeküsten von Holland, in den Ländern nach dem Nordpole zu, z. B. in Grönland, einheimisch ist, und es sonst auch auf den Schiffen war. Wahrscheinlich herrschte sie aber auch in jenen Gegenden unter den Eingeborenen seltener als unter den Ankömmlingen, die, des klimatischen Einflusses weniger gewohnt, demselben bald unterliegen mußten. Am schlimmsten war sie auf Schiffen, welche weite Seereisen zu machen hatten, besonders nach den nördlich gelegenen Ländern, weil hier alle Ursachen, die den Scharbock erregen können, vereint und in voller Stärke zusammenwirkten. Daher oft auf solchen Schiffen über die Hälfte der Mannschaft

an dieser Krankheit litt, und sie nicht selten in die mißlichste Lage dadurch versetzt wurden. Das Entstehen der Krankheit kündigt sich durch verdrießliche, traurige und niedergeschlagene Gemüthsstimmung und durch das vorherrschende Gefühl von Müdigkeit an. Allmälig nimmt diese letztere so zu, daß sie in große Schwäche und Mattigkeit übergeht, das Athmen dadurch bei jeder Bewegung beschwerlicher und mühsamer wird. Bildet sich die Krankheit weiter aus, so wird das Zahnfleisch dunkelblau, sogar schwärzlich, schwillt auf, blutet leicht; der Athem wird übelriechend, die Zähne werden locker, fallen auch endlich aus. Dabei wird die Gesichtsfarbe blaß und schmutzig; es entstehen Flecke von blaurother Farbe auf der Haut, besonders an den Armen und Füßen, und es tritt Geschwulst zuerst an den Füßen ein, verbreitet sich aber auch weiterhin über den Körper. Die übrigen Geschäfte des Organismus gehen dabei noch eine Zeitlang ungehindert von statten, doch ist der Urin schon sehr dunkel und geht schnell in Fäulniß über. Dabei bleibt die Gemüthsstimmung beständig niedergeschlagen und traurig. Diese und seine körperliche Schwäche verhindern ihn an allen Bewegungen, so heilsam sie auch wären und so sehr er dazu aufgemuntert wird; nur mit großer Ueberwindung kann er sich dazu entschließen, allein bald zwingt ihn die äußerste Ermattung und der kurze Athem wieder zum Niedersinken und zur Ruhe. Geht die Krankheit in einen höhern Grad über, so nehmen die erwähnten Zufälle an Stärke und Heftigkeit zu. Nun wird alle Bewegung beinahe unmöglich, denn bei dem geringsten Versuche dazu überfällt den Kranken eine heftige Kurzathmigkeit, die in Erstickung überzugehen droht. Die Schwäche geht leicht in Ohnmacht über, und es stellen sich schmerzhafte Empfindungen, Reißen und Ziehen in den Gliedern ein, welche bis in das Innerste der Knochen zu bohren scheinen. Das Zahnfleisch bekommt dem Brande ähnliche Flecken; selbst aus den in

der Haut befindlichen Flecken werden nun Geschwüre, welche leicht bluten. Diese Geneigtheit des Blutes zu Ergießungen aus den Gefäßen vermehrt sich so sehr, daß in noch höherm Grade der Krankheit Blutflüsse entstehen, welche schwer zu stillen sind und die Schwäche auf das äußerste vermehren. Oft erfolgt der Tod während eines solchen heftigen Blutflusses. Der Brand greift hier und da weiter um sich, sodaß ganze Glieder davon ergriffen und schwarz werden. Zuletzt stellt sich allgemeine Anschwellung des Körpers und gänzliche Lähmung ein, und der Tod endet nun die traurige Scene. Nässe, Kälte, verdorbene Nahrungsmittel, besonders aber der lange Mangel an Pflanzenkost und der Genuß vielen Salzes und gesalzener Speisen sind die Hauptursachen der Blutverderbniß, die dieser Krankheit zum Grunde liegt. Es ist bemerkenswerth, daß in den Ländern, deren klimatische Beschaffenheit vorzüglich die Entstehung dieser Krankheit begünstigt, in den kältesten Nordküstenländern, besonders in Grönland, auch ein untrügliches Mittel dagegen, das Löffelkraut (cochlearia officinalis), in zahlloser Menge wächst und am besten gedeihet. Der Naturtrieb selbst fodert in der Krankheit dieses und ähnliche Mittel, besonders säuerliche, scharfe, die Thätigkeit der Verdauung, überhaupt das Reproductionssystem erregende Genüsse. Citronensäure, Essig, Kresse, Senf, Rettig sind dem Kranken vorzüglich angenehm und die besten Heilmittel. Auf Schiffen wird jetzt, besonders um dem Scharbock vorzubeugen, so viel als möglich die größte Reinlichkeit beobachtet. Das Schiff wird oft und allenthalben gelüftet, inwendig gekehrt, und wo es nur angeht, abgewaschen; die Mannschaft muß sich in müßigen Stunden Bewegung machen und auf dem Verdeck aufhalten. Bei dem Schiffsproviant wird mehr Auswahl und die möglichste Reinlichkeit beobachtet, und besonders werden reichliche Quantitäten von Sauerkraut mitgenommen, welches

zur Verhütung dieser Krankheit als das einfachste und wohlfeilste Mittel sich bewährt hat.

Scharfschützen, Schützen (Tirailleurs), diejenigen Infanteristen, die besonders im Zielschießen geübt u. zuweilen mit bessern Gewehren versehen sind. Da zum ruhigen und richtigen Zielen die möglichste Freiheit in den Körperbewegungen erfodert wird, so können sie, um ihrem Zwecke zu entsprechen, nicht immer in geschlossenen Gliedern fechten, sondern werden gewöhnlich vor den Linien zerstreut, wo sie vereinzelt besser die Oertlichkeit benutzen, dem Feinde sichern Verlust zufügen und die hinter ihnen stehenden Truppen decken können. Die franz. Tirailleurs mögen im Anfange theilweise wol auch besonders geübte Schützen gewesen sein, und da sie vorzugsweise zum zerstreuten Gefecht verwendet wurden, so haben sich diese beiden Begriffe in einander verschmolzen, obwol die Sache selbst in der neuern Kriegsführung wesentlich unterschieden wird. Denn die franz. und nach ihnen alle übrige Heere hatten in neuern Zeiten Infanterieabtheilungen, welche eigens zum zerstreueten Gefecht bestimmt waren, ohne deßhalb gerade durch besondere Schußfertigkeit oder eigenthümliche Gewehre ausgezeichnet zu sein. Diese Tirailleurs wurden benutzt, um das Gefecht zu unterhalten, den Colonnen vorauszugehen und sie gegen unerwartete Anfälle zu decken, Wälder 2c. zu nehmen, überhaupt um die geschlossenen Infanteriemassen so lange als möglich vor dem feindlichen Feuer zu schützen. — Die eigentlichen Scharfschützen wurden dabei freilich mit verwendet, aber getroffen wurden im Ganzen doch im Verhältniß der Masse des Feuers wenig. — Gewöhnlich werden die Scharfschützen zum Dienst der leichten Truppen und am wenigsten da gebraucht, wo sie niemals fehlen sollten, vor und in belagerten Festungen.

Schariwari (fr. charivari), eig. wilder Lärm, wildes Ge=

töse mit Kesseln, Töpfeln 2c. (z. B. am Polterabend); dann auch scherzweise eine erbärmliche, schlechte Musik; endlich nannte man auch gewisse (ungarische) Ueberhosen oder Reithosen so.

Scharlach ist eine brennend rothe Farbe, aus reinem Roth und Gelb zusammengesetzt. Der Oelmalerei mangelt noch ein schönes Scharlachpigment, weil Oel das Aussehen des Materials mehr oder weniger ändert. Für Wassermalerei bedient man sich des Zinnobers oder des Cochenillenlacks, der mit Zinnauflösung bereitet ist. Selbst die Färberkunst schlägt diesen letztern Weg ein, um schönes Scharlach zu erhalten, es wird z. B. Wolle zuerst in Zinnauflösung gebeizt und dann im Cochenillenbade ausgefärbt.

Scharlachfieber (Scarlatina), das bekannte bösartige hitzige Fieber, bei dem sich übers Gesicht, sowie über den ganzen Körper, ein Röthe, wie Scharlach, verbreitet.

Scharnhorst (Gebhard David v.), geb. 1756 zu Hämelsee im Hanöverschen, von bürgerlichen Eltern, die daselbst und nachher zu Bothmar ein Gut gepachtet hatten. Der Vater, durch eine Ungerechtigkeit in einen Proceß verwickelt, konnte seinen Sohn nur in die Dorfschule schicken und bestimmte ihn ebenfalls zum Landwirth. Dieser erreichte unter den geringscheinenden Beschäftigungen einer beschränkten Landwirthschaft das 15. Jahr. Durch einige Schriften über den siebenjähr. und den östreich. Erbfolgekrieg, die er beim Pastor fand, noch mehr durch die Erzählungen eines invaliden Unterofficiers war in ihm der Wunsch geweckt worden, Soldat zu werden. Der Gedanke, einst als Unterofficier Vorposten zu befehligen, begeisterte ihn schwärmerisch. Endlich gewann der Vater s. Proceß und damit das adelige Gut Bordenau. Unfern davon hatte zu Steinhude der berühmte Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg ein Artilleriecorps errichtet und damit die bekannte Kriegsschule verbun-

den. Niemand wurde ohne des Grafen eigne Prüfung aufgenommen. Neuere Sprachen, Geschichte und Geographie, auch höhere Mathematik, Physik und die eigentlichen Kriegswissenschaften waren die Gegenstände des Unterrichts. Der Graf kannte den gesunden, kräftigen Geist des Jünglings und verweigerte ihm den gewünschten Eintritt nicht; wiewol dieser von Kenntnissen noch entblößt war. S. bildete sich schnell. Göthe's Werke, der »Wandsbecker Bote« und Young's »Nachtgedanken« waren seine Lieblingsbücher und schärften seinen Sinn für das Rechte, Große und Schöne. Nach 5 Jahren war er Conducteur, als Graf Wilhelm 1777 starb. Der handversche General Estorf verschaffte ihm Dienste als Fähnrich bei seinem eignen Regiment. Er mußte zugleich die Unterofficiere und selbst die ältern Officiere des Regiments unterrichten. Damals ward er auch bekannt durch die Erfindung, Fernröhre mit Mikrometern für den Kriegsgebrauch einzurichten, und durch sehr brauchbare statistische Tabellen. 1780 ward er Artillerielieutenant zu Hanover, zweiter und bald nachher erster Lehrer an der damals errichteten Kriegsschule. Nach 12 Jahren ward er Stabshauptmann und 1793 erhielt er eine Compagnie reitender Artillerie. Sein schriftstellerischer Ruhm war schon durch s. »Handbuch der Kriegswissenschaften«, dann durch das »Taschenbuch für Officiere« und das »militairische Journal« gegründet. Im Revolutionskriege gründete er seinen Ruhm als Krieger. Als der handversche General Hammerstein 1794 für die Vertheidigung von Menin und dann durch das kühne Durchschlagen durch einen zehnfach stärkern Feind den Dank seines Fürsten und hohen Ruhm erwarb, erkannte er das ganze Verdienst in Plan und Ausführung S. zu, der von dem Könige v. Großbritannien einen Ehrensäbel empfing, zum Major im Generalstabe und bald darauf zum Oberstlieutenant ernannt wurde. Auf Empfehlung des Herzogs von Braunschweig

stellte ihn der König von Preußen als Oberstlieutenant bei dem damaligen dritten Artillerieregiment an. Nachher in den Generalstab als 3. Quartiermeister-Lieutenant versetzt, hielt er zu Berlin Vorlesungen für Officiere. 1804 ward er Oberst, 1807 Generalmajor und 1813 Generallieutenant. Bei Auerstädt 2 Mal verwundet, folgte er doch dem Zuge Blücher's nach Lübeck als Chef des Generalstabs desselben. Ausgewechselt eilte er nach Preußen, wo er Antheil an der eylauer Schlacht nahm. Der König, dessen Achtung und Vertrauen er besaß, ernannte ihn nach dem Frieden von Tilsit zum Präsidenten der Commission zur neuen Einrichtung des Heers. Nachher verwaltete er auf kurze Zeit das gesammte Kriegswesen, ward Chef des Ingenieurcorps und empfing die preußischen und russischen Orden. Mit besonnenem Eifer griff S. auf das thätigste ein, als für Preußen die Stunde erschien, das Franzosenjoch abzuwerfen. Er leitete die Bewaffnung, die nach seinem Plane geschah. Als Chef des Generalstabes erschien er im Frühjahr 1813 mit dem Heere Blücher's in Sachsen, ward in der lützner Schlacht durch eine Kartätschenkugel am Schenkel verwundet und starb an den Folgen dieser Wunde, da er sich nicht die erforderliche Ruhe gönnte, sondern in Aufträgen seines Königs nach Prag und Wien eilte, am 28. Juni 1813 zu Prag. In Berlin steht seine Bildsäule auf dem Königsplatze.

Schatten und Licht machen die eigentliche Seele der Zeichnung und der Malerei aus, da der Umriß mehr den Körper und die gestaltete Form bestimmt. Sowie das sanfte Dunkel des Schattens auf jedem Gegenstande unserm Auge erst Ruhe gewährt und Haltung gibt, so ist auch kein Kunstwerk bei den zeichnenden Künsten denkbar ohne Schatten. Selbst der einfachste Umriß hat seine Schattenseite, wo die Linie dunkler und breiter ist. Schatten hebt das Licht erst heraus, er ist stärkend und wohlthuend für Auge und Seele, wie der

Ernst des Lebens, wie die Kühle der Nacht. Im Orient, in Persiens Rosengefilden, bei Indiens Ambrastauden, wo die senkrechten Pfeile der Sonne den wohlthätigen Schatten verscheuchen, da versteht es auch die dort in ewiger Kindheit bleibende Kunst nicht, Schatten in eine Darstellung zu bringen. Nur die brennenden Farben bezeichnen die Lichtfläche eines orientalischen Gemäldes. Ebenso sind die Gebilde der heißern Zone in der neuen Welt; schattenlos und bunt malen die Mexikaner und Peruaner. Im reinsten Licht erscheinen uns die Gebilde griech. Kunst; doch da dieselbe sich mehr zur Plastik neigt, so steht sie in stiller Klarheit und läßt die wechselnden Schatten über sich hinschweben wie den Hauch der Jahrhunderte. — Unsere gemäßigten Himmelsstriche genießen den vollen Zauber des Schattenwechsels und des reizenden Helldunkels. Je mehr nach Süden, desto mehr bemerken wir die Neigung zu glühenden Farben und das von der Natur selbst dazwischen gemischte tiefe Dunkel des Haares und der Augen ersetzt den Schatten und ahmt seine Wirkung nach. — In den Gemälden bemerken wir dreierlei Hauptgattungen der Schatten: Hauptschatten, Schlagschatten und Halbschatten. Der Hauptschatten breitet sich über alle die Theile des Gemäldes aus, die dem einströmenden Licht entgegenstehen; nothwendigerweise muß jeder einzelne Gegenstand seinen Hauptschatten haben; doch sind diese Schatten der einzelnen Theile von abgestufter Dunkelheit, je nachdem sie dem Hauptlicht näher stehen. Je breiter die Massen der Schatten sich verbinden und je mehr alle verstreuten zufälligen Lichter vermieden sind, um so einfach größer ist die Wirkung des Ganzen; es hat Haltung und Ruhe. Schlagschatten sind solche, die durch einen auf dem Gemälde befindlichen Gegenstand geworfen werden und dazu dienen, ihn herauszuheben von den dahinter befindlichen Gegenständen. Halbschatten sind zweierlei Art: theils nennt man die Mitteltinte zwischen dem

Licht und dem Hauptschatten so, theils bezeichnet man auch zuweilen die Wiederscheine mit dieser Benennung. Auf der Schattenseite eines gerundeten Gegenstandes nämlich wird sich nie der Hauptschatten bis an den Umriß erstrecken, weil ein gebrochener Lichtstrahl, der von hinten um den Gegenstand herumschimmert, sowol als der Wiederschein des zunächst befindlichen Gegenstandes die Dunkelheit des Schattens dicht neben dem Umriß erhellen; diese Wiederscheine oder Reflexe sind die zweite Art der Halbschatten. — Alle Dunkelheit in der Natur und auf den Gemälden entsteht nicht sowol durch völlige Abwesenheit des Lichts (dies wäre Finsterniß und könnte nicht mehr Gegenstand der Kunst sein), als vielmehr durch das Brechen und Einsaugen der Lichtstrahlen. Wer also, um Schatten zu bewirken, nur glaubt, schwarze Farben hinmalen zu müssen, wird nimmermehr seinen Zweck erreichen, sie wird selbst zum Körper, der das Licht wieder zurückstrahlt. Nur durchsichtige, gebrochene Farbentöne saugen das Licht ein und bewirken tiefes Dunkel. Dämmernd muß ihre eigne Farbe und der Widerschein der benachbarten Gegenstände in ihnen verschmelzen. Unter den Meistern der ital. Schule bleibt Coreggio der größte Künstler in dieser herrlichen Benutzung des Schattens und Lichts, er dichtet mit beiden und weiß sie wunderbar zu beseelen; wir werden aber nie einen schwarzen Schatten auf seinen Gemälden finden; Alles ist klar, Alles durchsichtig. Man denke nur an s. Heilige Nacht, das höchste in Vertheilung und Anwendung der Schatten. Es ist eine wahrhaft geweihte Nacht. Seligste Klarheit entströmt dem tiefsten Dunkel und wird zum Licht der Welt. Nicht in dem grellen Gegensatz, sondern in der höchsten Verschmelzung von Licht und Schatten liegt die auffallendste Wirkung. — Die Meister der lombardischen und venetianischen Schule sind am bewundernswerthesten hierin; man kann von ihnen sagen, daß sie verstanden, dem Licht einen Ton, dem

Schatten eine Sprache zu geben. Gherardo della Notte, der von solchen kunstvollen Beleuchtungen den Namen erhielt, verdient hier besonders bemerkt zu werden. Die römische und florentinische Schule beschäftigt sich mehr mit der Form und ist näher mit der Alles gestaltenden Plastik verwandt, da jene sich mehr zur zauberwirkenden Musik hinneigen. — Noch müssen wir der niederländ. Schule gedenken, deren Meister jenen Zauber trefflich anzuwenden verstanden. Da sie die Farben besonders zart und durchsichtig behandelten, so brachten auch selbst untergeordnete Künstler bei ihnen große Wirkungen dieser Art hervor. Rembrandt bleibt der berühmteste jener Schattenkünstler. Er wußte alles auf s. Gemälden mit warmen, bräunlichgrünen Tinten zu überdämmern und das Licht auf engen Raum zusammenzudrängen, sodaß es da flammenartig wirkte. Durch diese wundervolle Beleuchtung weiß er oft den gemeinsten Gegenständen und Formen eine höhere Bedeutung und wahre Poesie zu geben. Viele der Meister im Fach der kleinen zart ausgeführten Cabinetsstücke sind hierin auch bewundernswerth, besonders van der Werff, Gerard Dow, Schalken und Mieris. — Die deutsche Schule bleibt hierin weit hinter den Italienern und Niederländern zurück; meist sind ihre Schatten trocken, grau und undurchsichtig. Schon der Goldgrund, den sie so sehr liebten und so oft anwendeten, zeigt das Streben dieser schlichten, tiefen Gemüther nach Licht. Das Heilige erschien ihnen so hellleuchtend und Sinn und Leben war bei ihnen so klar und eintönig, daß ihre Phantasie gar nicht auf die magischen Schattenwirkungen hingeleitet wurde. Sie grenzen hierin wieder an die ruhige Klarheit der altgriechischen und byzantinischen Künstler. Das Stillbeschauende des Orients lebte noch in ihnen, sowie die kindliche Freude an der bunten Farbenpracht, die sie so ungern trübten und verdämmerten. — Die düstern schwermüthigen Spanier dachten anders, doch ihre Maler (be-

sonders Murillos und Spagnoletto) malten oft mehr finster als dunkel. — Die ältere franz. Schule zeichnet sich nicht durch Schattenwirkungen aus; daher haben auch fast alle ihre Gemälde etwas Flaches und Kaltes, besonders scheinen sie den tiefen Sinn des Schattens nicht gefühlt zu haben; sie nahmen und gebrauchten ihn nur als eine praktische Nothwendigkeit. Wie unendlich ergreifender würden Poussin und Lesueur wirken, wenn ihr Pinsel tiefere und wärmere Schattenlinien hervorzulocken vermöchte! Die neue franz. Schule hat hierin große Vorzüge. Ihr Schöpfer, David, wendete schon bei seinen beiden berühmtesten Gemälden, dem Schwur der Horatier, und Brutus, Schatten und Licht höchst sinnig an. Gérard und Richard wissen den Schatten und das Helldunkel meisterlich zu behandeln. Die neuere deutsche Schule hat auch in diesem Fache treffliche Meister. — Auch auf die Musik, wie auf andere Künste, hat man den Ausdruck **Schatten und Licht** übergetragen und bezeichnet damit die ästhetische Anwendung der Gegensätze zur Hervorbringung wohlgefälliger Mannigfaltigkeit. Vornehmlich versteht man darunter das Hervorheben des Hauptgegenstandes in der Darstellung und die absichtliche Verdunkelung der Nebendinge, z. B. forte und piano.

Schattirung, in der Malerei, ist die Veränderung, welche durch die verschiedenen Grade der Stärke des darauf fallenden Lichts in einer und der nämlichen Farbe hervorgebracht wird. Hierdurch entstehen Mittelfarben, welche zur Lebendigkeit des Colorits gehören. Die Wirkung einer Beleuchtung oder des Lichts hat nichts Willkürliches; sobald es einmal gegeben ist, folgt die Art, wie es erleuchtet, es mag nun gerade oder durch den Wiederschein geschehen, nothwendig aus der ersten Stellung. Daher muß der erfinderische Künstler, besonders wenn er Zeichnungen durch Farben beleben will, sich einen Vorrath von Beobachtungen über alle Wirkungen des Lichts gesam-

melt haben, die ihn in den Stand setzen, die Natur zu copiren. Viele wollen für Schattirung Nuancirung sagen; und rechnen sie darunter alle Tinten, wodurch die eigenthümliche Farbe eines Gegenstandes von dem höchsten Lichte allmälig abnimmt, es sei, daß sie sich in ganzen oder halben Schatten verliert, oder nur in eine andre weniger helle Farbe übergeht, so mögen sie Recht haben. Es gibt Köpfe von van Dyk, an denen man keine Schatten wahrnimmt und die sich dennoch vollkommen runden. Hier entsteht die Wirkung von den sogenannten Mittelfarben, oder von der ähnlichen Wirkung durch Licht und Schatten. Auch in allgemeiner Bedeutung bedient man sich in den schönen Künsten des Ausdrucks Nuancirung, und bezeichnet damit die Anwendung feinerer Unterschiede und Uebergänge, durch welche Gegenstände und ihre Theile wohlgefällig verbunden und vollkommen individualisirt werden.

Schatulle, s. Chatoulle. — Schatullengüter, s. Domainen.

Schatzinseln (Isles de la Treforerie, Simbu), 6 australische Inseln in der Shortlandsstraße bei Neugeorgien, gehören zu den Salomonsinseln. Die größte derselben ist Simbu.

Schatzkammerscheine. Der Art. Exchequer (s. d.) gibt einen Begriff von dieser Art Scheine (Exchequer-bills) in England. Man hat dergl. auch in andern Ländern geschaffen, z. B. in Frankreich 1828, um einen Theil des Deficits zu decken. Sie dienen dazu, Theile von dem künftigen Staatseinkommen zu anticipiren und dasselbe auf den Staatscredit in Circulation zu setzen, und vermehren daher die Umlaufsmittel auf eine wohlfeile Weise. So stellt die Schatzkammer in England Scheine aus und bezahlt damit die Landesbedürfnisse an Solche, welche sie anzunehmen geneigt sind; oder sie laufen als Wechsel auf die Staatseinnehmer und werden von diesen

als baares Geld wieder angenommen. In der Zwischenzeit, bis sie in die Schatzkammer zurückkehren, können sie als Zahlmittel gebraucht werden. Ein Gleiches findet in dem russ. Finanzministerum sowie auch in andern Staaten statt. Die Formen, deren man sich zur Erreichung dieses Zweckes bedient, können in jedem Lande verschieden sein, und sie richten sich insbesondere nach der Art der Geldgeschäfte, welche im Lande üblich ist, und nach dem Umfange derselben.

Schaubrote, waren die zwölf Brotkuchen (nach der Zahl der zwölf Volksstämme) aus feinem Weizenmehle, welche, mit reinem Weihrauch bestreut, im Heiligen der Stiftshütte und im Tempel vor dem Angesichte Gottes auf einem besondern, übergoldeten Tische in zwei gleichen Reihen nebst Messern, gleichsam als Opfer für den Jehovah, zur Schau liegen, und wöchentlich an jedem Sabbath erneuert werden mußten. Die abgenommenen Schaubrote gehörten den Priestern, durften aber nur an heiliger Stätte genossen werden.

Schaubühne, s. Theater.

Schauenburg-Lippe, deutsches Fürstenthum; grenzt nördlich an den Steinhuydersee, östlich an Hannover und die kurhessische Provinz Schauenburg, südlich an Schauenburg, südwestlich an den preuß. Reg.-Bez. Minden, nordwestlich an Hannover, und ist 10 QM. groß, mit 25,500 Ew. Darin das Deister-, Süntel- und Wesergebirge, die Weser und der Steinhudersee; Getreide-, Obst- u Flachsbau, Steinkohlenwerke, Garnspinnereien, Leinwebereien, Handel mit Holz, Vieh, Wolle, Steinkohlen, Leinwand. Das Land hat Landstände, bringt 215,000 Gulden Einkünfte auf, hat 300,000 Gulden Staatsschulden und gibt 240 Mann zum deutschen Bundesheere. Es ist in 6 Aemter getheilt. Die Hauptstadt ist Bückeburg. Fürst: Georg Wilhelm, geb. 20. Decbr. 1784, folgt seinem Vater

13. Febr. 1787 unter mütterlicher Vormundschaft, nahm am 18. April 1807 die fürstl. Würde und Regierung an, verm. 23. Juni 1816 mit Ida (Karoline Luise), Prinzessin von Waldeck, geb. 26. Sept. 1796. — Die Staatsform ist monarchisch mit Landständen. Der Fürst steht monarchisch durch Hausverträge mit Lippe-Detmold in Verbindung, aber die Grafschaft Schauenburg fällt nach Ausgang des Mannsstammes an Kurhessen als Lehn zurück. Das Fürstenthum gehört zur 16. Stelle im engern Rathe des Deutschen Bundes und führt im Plenum eine Stimme. — Der Titel des Fürsten ist: Fürst zu Schauenburg-Lippe, Graf zu Schwalenberg und Sternberg. — Wappen: Ein Haupt- und Mittelschild, ersterer in 4 Felder getheilt, wovon 1 und 2 die Lippe'sche Rose, 3 und 4 die Schwalenberg'sche Schwalbe enthalten. Auf dem Mittelschilde sieht man das Schauenburg'sche Nesselblatt mit drei eingesteckten Nägeln.

Schauer ist ein Hautkrampf, der bald durch schnelle Veränderung der äußern Temperatur, bald durch innere Ursachen veranlaßt wird. Die Haut wird blaß, kalt, gespannt, zieht sich mehr zusammen und ein unangenehmes ziehendes Gefühl in der Haut ist damit verbunden. Der Schauer ist bald nur auf einzelne Theile beschränkt, bald ist er allgemein; an ihn reihen sich die höhern Grade von Frost an, welche die Anfälle des kalten Fiebers vorzüglich auszeichnen. Er endigt sich meistens so, daß die reagirende Naturthätigkeit den entgegengesetzten Zustand der Wärme oder Hitze herbeiführt.

Schaumünze, s. Münzkunde.

Schauspiel heißt in der Umgangssprache diejenige Unterhaltung, welche Darstellungen auf dem Theater gewähren. Die Kunstlehre versteht darunter in der weitern Bedeutung das zur Darstellung bestimmte dramatische Gedicht, es sei von welchem Inhalt und welcher Form man will, in der engern aber jene Mittelgattung von Dra-

ma, welche zwischen die Komödie und die Tragödie fällt, indem sie, ohne den Eindruck des Tragisch-Erhabenen zu ihrem Endzweck zu machen, uns durch die Verwickelungen einer ernsten Handlung zu Besorgniß und Mitleid bewegt und zuletzt unser Gemüth durch einen glücklichen Ausgang erfreut (Rettungskomödie). Es unterscheidet sich von der Komödie durch den Ernst der Handlung, der jedoch durch komische Einzelheiten unterbrochen sein kann; von der Tragödie mit glücklichem Ausgang hingegen dadurch, daß der Eindruck des Erhabenen wegfällt, welche jene entweder durch die Handlung selbst, oder durch die heilbringende Peripetie hervorbringt. Man denke, um diesen Unterschied sich deutlich zu machen, auf der einen Seite an die Iffland'schen und Kotzebue'schen Rührspiele, z. B. »Die Hagestolzen,« »Die Sonnenjungfrau,« u. auf der andern an Voltaire's »Merope« und an Calderon's »Das Leben ein Traum.« Das letztgenannte ist mit größerm Rechte noch als »Merope« Tragödie zu nennen, wenn schon der Dichter es nur Drama genannt hat; denn wie die Fabel überhaupt, so ist auch die Handlung erhaben, welche die Begebenheit glücklich endigt: ein Sieg der Vernunft über wilde Leidenschaften und rohe Triebe. Die Handlung, welche in der »Merope« den glücklichen Ausgang hervorbringt (der ungleiche Kampf Ägist's gegen Polyphont), ist mehr heldenkühn als sittlich erhaben zu nennen. In der »Sonnenjungfrau« fehlt auch das. Der König vernichtet ein grausames Gesetz, welches die Liebenden trennt. In den »Hagestolzen« besiegt der schwache Held ein eignes Vorurtheil, und ist also hier von Erhabenheit ebenfalls nicht die Rede. Dieser Begriff des Schauspiels füllt jedoch den Spielraum nicht aus, welchen die freie Kunst zwischen Komödie und Tragödie findet. So z. B. ist Göthe's »Tasso,« bei aller Anlage zum Trauerspiel, weder das, noch auch im oben festgestellten Sinne ein Schauspiel, weil der Ausgang der Fabel, welche in einem

Streit zärtlicher Neigung mit Standesschranken besteht, weder glücklich noch unglücklich, sondern — ungewiß ist. In der Sprache der Theaterpraxis wird das Schauspiel in der weitern Bedeutung gewöhnlich in das recitirende Schauspiel (auch Schauspiel schlechthin genannt), in die Oper und das Ballet eingetheilt. Man versteht dann unter jenem eine theatralische Darstellung, welche ihren Gegenstand hauptsächlich durch Rede und Handlung dem Ohr und dem Auge versinnlicht, welches in der Oper vornehmlich durch Gesang und im Ballet durch Tanz (beide mit Geberdenspiel vereinigt) geschieht. Die verschiedenen Gattungen des recitirenden Schauspiels sind: Tragödie, Komödie, historisches Schauspiel, Schauspiel in dem obigen Sinne (Rührspiel, **comédie larmoyante**), wohin auch das gewöhnliche Ritterstück und das Familiengemälde, ferner das dramatische Idyll, Schäferspiel (sonst Schäferei, Waldkomödie), Zauberspiel (wohin z. B. Shakspeare's »Sturm« zu rechnen), Festspiel (meist ein allegorisches Drama), Vorspiel, Nachspiel rc. — Allen Arten gemeinsam ist die Aufgabe, ein Bild des menschlichen Lebens aufzustellen, und zwar durch Handlung. Die dramatische Handlung wird als gegenwärtig entstehend, fortschreitend und sich entwickelnd gedacht; wo hingegen die Handlung des epischen Gedichts als vergangen vorausgesetzt wird. Die Fabel gibt den Stoff zur Handlung. Die erste Eigenschaft der dramatischen Handlung ist, daß Das, was geschieht, aus den vorhergehenden Ursachen und unter den gesetzten Bedingungen, wenn auch nicht im Kreise der gemeinen Wirklichkeit, hätte erfolgen müssen. Hierin besteht die wahre Natürlichkeit der Handlung, ohne welche kein Interesse möglich ist. Es muß die Handlung aus dem Charakter u. den Verhältnissen der Personen entspringen. Zweitens muß die Handlung interessant sein durch Beziehung auf irgend eine der Menschheit würdige Idee, und der Geist des Zuschauers muß dadurch unaufhörlich

in Spannung und Erwartung erhalten werden. Vor Allem aber ist Einheit der Handlung dem dramatischen Gedicht nothwendig. Nur eine Haupthandlung, in welcher die zu versinnlichende Idee sich klar aussprechen soll, auf welche sich alle Nebenhandlungen beziehen, muß zum Grunde liegen, damit nicht das Interesse getheilt und gestört werde. So muß auch die Handlung ganz und vollständig sein. Man muß den Anfang, die Triebfedern und den Fortgang der Handlung wahrnehmen und über nichts Wesentliches in Ungewißheit bleiben. Die Beobachtung der Einheiten der Zeit und des Orts, welche man ehedem strenger forderte, war bei den Griechen und Römern wegen der Einrichtung ihrer Bühnen und der beständigen Anwesenheit des Chors durchaus nöthig. Jetzt hält man hierauf weniger streng; und die neuere Einrichtung unserer Bühnen verstattet dem Dichter mehrere Freiheiten, sobald die Beibehaltung der nämlichen Scene und eine zu strenge Beschränkung der Zeit größern Schönheiten im Wege stehen würde. Man muß jedoch die wirkliche Zeit der Vorstellung von der scheinbaren Zeit des Verlaufs der ganzen Handlung unterscheiden. Oeftere Veränderungen des Orts der Scene muß der Dichter während der Aufzüge wo möglich vermeiden; wenigstens müssen sie nicht so plötzlich und unwahrscheinlich geschehen, daß sie die Täuschung der Zuschauer stören und ihr Interesse vermindern könnten. Um dem dramatischen Ganzen Zusammenhang zu geben, muß der Ausarbeitung eines dramatischen Gedichts ein wohl überdachter, in allen seinen Einzelnheiten geordneter Plan vorausgehen. In der Ausführung muß man alles Widersprechende, Gekünstelte und Unwahrscheinliche, und Reden, welche weder in der Handlung noch in dem Charakter der Personen ihren Grund haben, vermeiden; Nichts thut der Wirkung eines dramatischen Gedichts auf der Bühne mehr Schaden, als gedehnte und überflüssige Unterredungen, die den Fortgang der Handlung

aufhalten; auch die glänzendsten Denksprüche können den Zuschauer für eine auf solche Weise hingehaltene Erwartung nicht entschädigen. Aus den Hindernissen, welche sich der Haupthandlung des Drama entgegenstellen, entspringt die Verwickelung oder Schürzung des Knotens, welche in jedem Schauspiele nothwendig ist, falls es die Aufmerksamkeit der Zuschauer erregen soll. Doch ist die Verwickelung nicht in allen Schauspielen gleich; in Trauerspielen ist sie besser ganz einfach, denn hier würde ein allzu verschlungener Knoten unsere Aufmerksamkeit so sehr beschäftigen, daß der Zweck der Rührung verfehlt würde, indem Nachdenken und Rührung nicht gut neben einander bestehen können. Eine zu vielfache Verwickelung kann aber auch dem Lustspiele schaden, und oft ist es sogar vortheilhaft, den Zusammenhang mancher verwickelten Umstände mehr den handelnden Personen, als den Zuschauern räthselhaft sein zu lassen, vornehmlich wenn durch die Entdeckung die Rührung befördert wird, die allemal stärker und anhaltender wirkt als flüchtige Ueberraschung. — Unter Auflösung wird die Wegräumung und Hebung der Hindernisse, die sich der Haupthandlung in den Weg legten, verstanden. Diese Auflösung darf nie gewaltsam geschehen durch einen bloßen Theatercoup; ihr Keim muß gleichsam schon in der Haupthandlung selbst, in dem Charakter der Personen und in ihren Verhältnissen liegen. Eine Auflösung von fremder Hand, ein Deus ex machina, ist am wenigsten im strengen Drama zulässig. Die Zahl der Personen wird durch ihre Nothwendigkeit zur Ausführung der Haupthandlung bestimmt. Mehrere als dazu erfordert werden sind überflüssig und fehlerhaft, denn sie zerstreuen die Aufmerksamkeit des Zuschauers und leiten dieselbe von dem Hauptgegenstande ab, wodurch immer die Erreichung des Hauptzwecks vereitelt wird. In den Charakteren vorzüglich muß der Dichter, der in dem Schauspiel ein poetisches Bild des Lebens auf=

stellen soll, der Natur folgen und die Reden und Handlungen der Personen ihren Gesinnungen genau anpassen; vor Allem aber nach jener dramatischen Objectivität streben, die uns nur die angeführten Personen nach ihren Gesinnungen und Verhältnissen, nicht aber bloß den Dichter sehen und hören läßt. Obgleich die Charaktere, sowohl im Guten als im Schlimmen, schärfer gezeichnet sein müssen, als sie in der Wirklichkeit sich äußern, so müssen sie, wenn sie Theilnahme erregen sollen, doch nicht in das Phantastisch-Bestandlose übergehen. Auch hier muß die menschliche Natur treu, wenn auch zusammengedrängter in ihren Aeußerungen, dargestellt werden. Hat der Dramatiker die Personen aus der wahren Geschichte genommen, so ertheilt er ihnen ihren historischen Charakter. Doch steht es ihm frei, insofern es seinem Zwecke entspricht, ihnen einige von dem Geschichtlichen abweichende Züge beizulegen. Von den Verhältnissen oder Situationen, in welche der Dichter seine Personen versetzt, hängt auch besonders die Aeußerung und Entwickelung ihrer Charaktere ab. Deshalb müssen die Situationen auf eine kräftige, wahre und dringende Weise angelegt sein. Nicht der Contrast allein, worin die verschiedenartigen Charaktere gegen einander stehen, sondern derjenige, in dem sie zu ihren Situationen sich befinden, dieses Kämpfen und Ringen gegen die Verhältnisse und gegen das Schicksal selbst, macht eine dramatische Dichtung so anziehend. Indessen kann auch der Contrast der Charaktere selbst sehr vortheilhaft wirken, nur müssen letztere nicht allzu abstechend gegen einander sein. Sowie der dramatische Dichter sorgfältig auf richtige Zeichnung und Haltung des Charakters der dargestellten Personen achten muß, so ist auch die Beobachtung des Costums seine Pflicht, besonders dann, wann der Stoff aus der wahren Geschichte genommen ist. Die äußere wesentliche Form jedes Schauspiels ist dramatisches Gespräch, d. i. ein solches, wo während und mit-

telst der Unterredung selbst zwischen den sprechenden Personen eine Handlung oder Veränderung ihres Zustandes entsteht und ausgeführt wird. Das dramatische Gespräch (d. h. Dialog) hat also eine durch dasselbe auszuführende, gegenwärtig geschehene Handlung zum Gegenstande; daher bewirkt und veranlaßt es die Handlung ihrer Entstehung und ihrem Verlaufe nach. Das dramatische Gespräch muß die Denkart und den Gemüthszustand der redenden Personen richtig darstellen; sie müssen so sprechen und sich so ausdrücken, wie sie in der Wirklichkeit unter denselben Verhältnissen und bei dem nämlichen Charakter es thun würden. Dadurch erhält die Unterredung Mannigfaltigkeit, Wahrheit und Individualität, und deshalb muß der dramatische Dichter höchst aufmerksam auf das Benehmen und die Gemüthsäußerungen der Menschen nach ihren verschiedenartigen Verhältnissen, ihrem Alter und Temperamente sein. Uebrigens muß der Dialog auch natürlich und einfach sein, er muß im richtigen Verhältnisse zur Handlung, zu dem höhern oder geringern Grade der Leidenschaft und zu dem äußern und innern Zustande der Personen stehen. Die richtige Führung des Dialogs trägt ungemein viel zur Erhöhung des Interesses bei. Monologe oder Selbstgespräche, worin nur Eine Person für sich oder zu Andern redet, die jedoch nicht gegenwärtig sind oder an dem Selbstgespräche keinen unmittelbaren Antheil haben, darf der Dichter nur da einmischen, wo die eingeführte redende Person in einen so leidenschaftlichen Gemüthszustand oder in ein so vertieftes Nachdenken über sich und ihre Lage gerathen ist, daß der Ausbruch ihrer Empfindungen und Worte, die eigentlich Niemand vernimmt, wahrscheinlich wird. Um so größer ist der Werth der Selbstgespräche, wenn sie zum Fortgange der Handlung oder zur Entwickelung der Leidenschaft des Redenden mitwirken. Die Sprache solcher Monologen muß nicht periodisch und ausführlich, sondern kurz, abgebrochen und

gleich den ausgedrückten Gesinnungen stark u. forteilend sein. Durch die Mimik, welche Geberden, Bewegung und Thätigkeit mit der Rede verknüpft, wird die dramatische Vorstellung lebhafter, wahrer und eindrücklicher. Sie muß daher dem Schauspieldichter immer vorschweben, der auf der Bühne Wirkung zu machen wünscht. Uebrigens wird Gespräch und Handlung jedes Schauspiels in Aufzüge oder Acte, u. diese wieder in Auftritte oder Scenen vertheilt. Im Lustspiele sind der Aufzüge gewöhnlich 5, 3 oder 1, selten 2 oder 4; das Trauerspiel hat gewöhnlich 5, die ernsthafte Oper 2 oder 3, und die scherzhafte so viel wie das Lustspiel. Die Anzahl und Länge der Scenen ist unbestimmt, denn hier entscheidet allemal das Bedürfniß des Stoffs; ebenso unbestimmt ist auch die Zahl der Auftritte oder Scenen eines Aufzugs, denn dies richtet sich gleichfalls nach der Beschaffenheit der Handlung und der Schicklichkeit des Aufschubs oder Stillstandes derselben, worin die Abtheilung der Aufzüge immer gegründet sein muß. — Jeder Aufzug oder Act hingegen hat, wenn das Schauspiel deren mehrere enthält, seinen bestimmten Antheil an dem Ganzen. Der erste Aufzug macht den Zuschauer mit dem Inhalte des Stücks, den theilnehmenden Personen u. Mitteln, wodurch die Handlung ausgeführt werden soll, bekannt. Dies geschieht am besten durch Gespräch und Thätigkeit der Personen selbst, nicht durch Beschreibung und Erzählung, und wird die Exposition oder Einleitung zur Handlung genannt. Auch muß schon hier die Verwickelung der Handlung beginnen. Personen, von denen nicht bereits in dem ersten Aufzuge Rede, oder die dort nicht vielleicht schon selbst thätig waren, dürfen der Regel nach nicht in den folgenden Aufzügen erscheinen. In den letztern nimmt die Verwickelung zu, die Handlung wird immer lebhafter, die Aufmerksamkeit und Erwartung der Zuschauer immer gespannter, bis sie durch die Auflösung, welche erst am Schlusse des letzten Acts

erfolgen darf, befriedigt werden. Diese Auflösung muß vollständig sein, und hat sie einmal stattgehabt, so darf keine neue Verwickelung beginnen, da hierdurch die Einheit der Handlung zerstört werden würde. Uebrigens sind die Auftritte oder Scenen nicht als abgesonderte Abschnitte und Stücke der Aufzüge, sondern als gemeinschaftliche und einwirkende Theile eines Ganzen zu betrachten. Deshalb müssen sie auf das Engste mit einander verbunden werden, in dem vorhergehenden Auftritt muß immer der Grund des nachfolgenden sein. Ohne hinlänglich angedeutete Veranlassung dürfen überhaupt keine Personen auftreten und abgehen. Auch darf die Bühne am Schlusse eines Auftritts, der nicht zugleich den Aufzug selbst beschließt, nicht leer bleiben; denn dadurch würde die Handlung sichtbar unterbrochen und ihr Fortgang unwahrscheinlich werden. Beiläufig bemerken wir noch, daß die Benennung Scene einen weitern Umfang hat als der Begriff, den wir mit Auftritt verbinden. Unter Scene versteht man nicht bloß den eben genannten Theil einer dramatischen Dichtung u. Vorstellung, sondern auch die Bühne selbst, und in noch ausgedehnterm Sinne sogar den Ort und das Land, wo die Handlung des Schauspiels vorfällt. — Das Trauerspiel oder die Tragödie ist die dramatische Bearbeitung einer erhabenen Handlung, welche in dem Kampf einer oder mehrerer theilnehmenden Personen mit dem durch Leidenschaften oder Verkettung der Umstände herbeigeführten Schicksal ihren Grund hat; denn nur darin kann der Mensch seine Kraft und Sittlichkeit bewähren. Und dieser Kampf ist um so erhabener, je mehr, je größer und sittlicher die kämpfenden Mächte sind. Das Gemüth des Zuschauers fühlt sich erhoben durch die Kraft, welche der Mensch in dem Streite mit dem Schicksale oder der Leidenschaft beweist, und ermuthigt, in gleichem Falle mit gleicher Kraft gegen die äußere Nothwendigkeit anzukämpfen. Ein unglücklicher Ausgang ist kein wesentliches Erforder-

niß des Trauerspiels; aber ein ernster Ausgang ist durchaus nothwendig, damit nicht die in dem Zuschauer erregten Gefühle der Besorgniß, des Mitleidens und besonders die Erhebung des Gemüths, welches der Hauptzweck jeder Tragödie ist, wiederum zerstört werden. Hieraus ergibt sich, daß die Wahl des Gegenstandes von der größten Wichtigkeit ist. Der Trauerspieldichter kann seinen Stoff aus der Geschichte nehmen oder ihn selbst erfinden. Im erstern Falle steht es ihm, wie jedem andern Dichter, frei, die Begebenheiten und Charaktere anders zu ordnen und zu halten, als sie in der Geschichte erscheinen, nur muß er in der Veränderung wirklicher und in der Hinzudichtung neuer Umstände vorsichtig sein, damit die innere Wahrheit nicht verletzt werde. Uebrigens ist ein historischer Stoff wegen des höhern Interesse und der größern Wahrscheinlichkeit der vortheilhafteste. Das Trauerspiel ist in Hinsicht auf den Gegenstand am nächsten mit dem Heldengedicht verwandt. Beide erfordern Handlungen von Wichtigkeit; allein das Heldengedicht erzählt sie als vergangen, das Trauerspiel wie das historische Schauspiel stellt sie als gegenwärtig und wirklich dar, wodurch es einen höhern Grad von Stärke erhält. Das Heldengedicht umfaßt einen aus mehreren Begebenheiten und Umständen zusammengesetzten Stoff und schildert den Helden in vielfachen Verhältnissen und Lagen; das Trauerspiel und das historische Schauspiel ist mehr auf eine Handlung beschränkt. Das Trauerspiel aber faßt die Handlung von dem tragischen Standpunkte auf, d. h. sie stellt in der Handlung ein Bild der sich im Kampf entwickelnden menschlichen Freiheit auf; während das historische Schauspiel gewisse Handlungen und Ereignisse mehr von dem geschichtlichen Standpunkte auffaßt und dramatisch vergegenwärtigt. Doch beruht die Wichtigkeit der Handlung zunächst in dem hohen Grade der Thätigkeit, Kraft und Anstrengung der handelnden Personen, und in der Glücksveränderung, welche dadurch bewirkt wird;

die Theilnahme der Zuschauer aber kann sehr gespannt und erhöht werden, wenn der tragische Dichter eine solche Begebenheit wählt, die an sich oder in ihren Folgen einen besonders großen und merkwürdigen Einfluß auf die Menschheit gehabt hat. Die Handlung des Trauerspiels vornehmlich muß ein abgeschlossenes Ganzes ausmachen, dessen Theile mit einander in genauer Verbindung und in solchem Verhältnisse stehen, daß keiner derselben ohne Veränderung und Störung des Ganzen wegfallen kann. Bei dem Mangel eines einleitenden Anfangs der Handlung würde der Zuschauer sich die Thätigkeit der theilnehmenden Personen nicht erklären können; er würde ungeduldig werden. Daher ist es nöthig, ihn schon früh mit der Veranlassung jener Thätigkeit, mit der Wichtigkeit der Handlung, sowie mit den Mitteln und Hindernissen derselben bekanntzumachen. Dieses geschieht, wie oben gesagt, durch die Exposition, und sie findet gleich im Anfange durch Unterredung der theilnehmenden Personen statt. Wesentliche Theile des Trauerspiels sind ferner die Peripetie oder Glücksveränderung, und die Katastrophe, welche zum Ende führt. Erstere muß, wie der Ausgang, durch natürliche und vorbereitete, nie durch bloß wundervolle Mittel herbeigeführt werden. Katastrophe aber nennt man im Trauerspiele denjenigen Zeitpunkt, welcher in den Schicksalen der Hauptperson eine wichtige und entscheidende Veränderung hervorbringt. Auch in Hinsicht der Einheit der Handlung wird bei dem Trauerspiele dasselbe erfordert, was wir deshalb im Allgemeinen oben schon angeführt haben. Um diese Einheit nicht zu verfehlen, muß der Trauerspieldichter den Zusammenhang der Handlung gehörig überdenken. Hier muß er sein vornehmstes Augenmerk auf die Haupthandlung und die Hauptpersonen richten, und episodische Vorfälle und Nebenpersonen zum Vortheil jener benutzen, ohne dadurch das Interesse des Zuschauers zu theilen oder zu schwächen. Was die Perso-

nen anlangt, so sind weder vollkommen tugendhafte, noch durchaus lasterhafte Personen für das Trauerspiel geeignet; den erstern fehlt es an Wahrscheinlichkeit, sie erregen bloß kalte Bewunderung, aber keine Theilnahme; die ganz bösartigen hingegen können uns nur mit Unwillen und Abscheu erfüllen. Auch muß die Würde und Größe der tragischen Personen mit der Wichtigkeit der Handlung im Verhältnisse stehen. Die handelnden Personen müssen Menschen der ersten Gattung sein, d. h. sie müssen eine vorzügliche Kraft der Seele besitzen. Die Größe ihrer Sitten, sowohl im Guten als im Bösen, äußert sich in starken und muthvollen Entschließungen und Handlungen, in kühnem Unternehmungsgeiste, und in kräftigen, oder auf wichtige Dinge gerichteten Leidenschaften. Denn nicht bloß die Heftigkeit der Leidenschaften macht ihre Größe aus, sondern die Kraft des Geistes, mit welcher sie ausgerüstet sind, und das Ziel, wohin sie streben. Ebenso wenig trägt der Rang, den der Dichter seinen tragischen Personen beilegt, zur Größe ihrer Sitten bei; obgleich eben nach dieser Verschiedenheit des äußern Ranges und des Wirkungskreises der Unterschied zwischen heroischem und bürgerlichem Trauerspiel bis jetzt stattgefunden hat. Doch hat der Dichter sich bei der Größe der Sitten in Acht zu nehmen, daß er nicht ins Abenteuerliche verfalle. Die dichterische Wahrheit der Sitten ist die oben verlangte Ueberstimmung der Reden und Handlungen der Personen mit ihren Verhältnissen u. ihrem Charakter. Außerdem muß der Dichter den Charakteren Contrast und Mannigfaltigkeit, und jene Grundzüge moralischer Güte geben, welche der Erregung der Theilnahme, des Mitleids und der Besorgniß fähig sind. Der Ausdruck und die Sprache des Trauerspiels müssen dem Stande, dem Charakter und dem Gemüthszustande der tragischen Personen gemäß sein. Für das heroische Trauerspiel ist die metrische Form am vortheilhaftesten; doch findet diese auch bei dem bürgerlichen

statt, obgleich man hier häufiger die prosaische Einkleidung wählt. Bei uns Deutschen sind die fünffüßigen Jamben von verschiedener Länge die gewöhnlichste Versart. Doch haben sich Neuere, nach dem Vorgange der Spanier, auch der gereimten Trochäen mit Wirkung bedient. Ursprünglich waren die Tragödien gemischte lyrische und erzählende Gesänge zur Ehre des Bacchus bei dem Feste der Weinlese, wie noch der Name andeutet. Die Spuren dieses festlichen Ursprungs der griech. Tragödie verloren sich nie aus derselben; und die Begleitung von Tanz und Musik blieb, so lange noch ein griech. Trauerspiel aufgeführt wurde. Die Erfindung der Tragödie bei den Griechen schreibt man gewöhnlich dem Thespis zu; ihm folgte Phrynichos. Der wirkliche Schöpfer der Tragödie war Äschylos. Thespis hatte nur einen Schauspieler auftreten lassen, der durch bloße Erzählungen, die er von Zeit zu Zeit hersagte, den Chor ablösen mußte, um der Vorstellung mehr Reiz zu geben. Äschylos verwandelte die Darstellung in wirkliche Handlung, indem er noch einen zweiten, auch wohl einen dritten und vierten Schauspieler gebrauchte, den Dialag erfand, und, durch die Freigebigkeit des Staats unterstützt, der Aufführung mehr Würde verschaffte. Nun ward einer seiner Schauspieler der Held des Stücks und erregte vorzüglich die Aufmerksamkeit u. Theilnahme der Zuschauer. Der Chor bekam eine untergeordnete Rolle, und die Gesänge desselben wurden abgekürzt, obgleich sie immer noch unverhältnißmäßig lang und im höchsten lyrischen Schwunge abgefaßt waren, der selbst sich bisweilen im Dialog findet. Äschylos sah überhaupt mehr auf Größe als auf Schönheit; er erschütterte und flößte mehr Entsetzen als Rührung ein. In s. Trauerspielen sind noch viele Spuren von Rohheit; allein es herrscht auch ein Reichthum großer und auffallender Züge darin. Die Handlung ist überaus einfach, ohne Verwickelung. Der Chor beschäftigt sich nicht mehr mit Absingen von

Gesängen, die auf den Inhalt des Stücks keinen Bezug haben, sondern er gehört zum Ganzen, ist der Vertraute der handelnden Personen, der Rathgeber der Könige, der Tröster der Unglücklichen, das Schrecken der Tyrannen. Äschylos führte statt der Weinhefen, womit die Schauspieler des Thespis ihr Gesicht beschmierten, die Larven ein, und ahmte durch lange schleppende Gewänder und hohe Kothurnen den erhabenen Wuchs und das stolze majestätische Ansehen, welches man den alten Heroen beilegte, nach. Statt des ehemaligen schlechten Brettergerüstes erhielt er er eine mit Maschinen und Decorationen versehene Bühne, und seine Schauspieler übte er fast immer selbst in der Declamation. Ihm folgte Sophokles, ein vorzüglicher Meister der tragischen Kunst, welcher Größe und Schönheit zu vereinigen, und die Leidenschaften der Theilnahme, des Mitleidens und des Bedauerns auf das innigste zu erregen wußte. Euripides, weniger erhaben und groß als Äschylos und Sophokles, verstand vorzüglich die Kunst zu rühren; allein in der Anordnung s. Stücke war er weniger glücklich, verletzte oft die Wahrscheinlichkeit und die Einheit der Handlung, und verfehlte nicht selten die Auflösung des Knotens. Durch diese drei großen Männer wurde das griech. Trauerspiel ausgebildet. Ihnen folgten sehr viele andere griech. Dichter, von denen uns aber nichts übrig geblieben ist. Vergl. Böckh, »Ueber die griech. Tragiker.« (Unter den deutschen Trauerspieldichtern sind die berühmtesten: J. E. Schlegel, Weiße, v. Cronegk, v. Brawe, Lessing, v. Gerstenberg, Leisewitz, Klinger, v. Göthe, v. Schiller, v. Collin, Öhlenschläger, Werner, Müllner, Grillparzer, Houwald, Raupach u. A.) — Das **Lustspiel** oder die **Komödie** ist die dramatische Darstellung einer komischen Handlung, deren Vorfälle sowohl als die Sitten und Charaktere der handelnd dargestellten Personen zur Belustigung und sinnvollen Unterhaltung der Zuschauer dienen sollen. Der Scherz erreicht hier

seinen höchsten Gipfel; er hat es aber vornehmlich mit den endlichen Zwecken des Menschen zu thun und stellt das Streben der Menschen nach demselben bald mit gemüthlicher Laune, bald mit verspottender Ironie als etwas sich selbst Aufhebendes dar. Der Gegenstand dieser Schauspielgattung ist so das Privatleben der Menschen, sowohl der höchsten wie der niedrigsten, mit allen sich dort äußernden Thorheiten, Fehlern, Vorurtheilen und Tugenden. Nicht bloß das Lächerliche, Einseitige und Hassenswürdige, auch das Edle, Liebenswürdige und Gefällige in den menschlichen Lebensweisen liegt in dem Gebiete der Komödie, oft werden in derselben Charaktere und Vorfälle verschiedener Art und Wirkung dargestellt. Denn man würde den Begriff des Komischen zu sehr beschränken, wenn man bloß das Lächerliche darunter verstehen wollte. Der Dichter kann die Handlung des Lustspiels entweder ganz erfinden, oder auch aus der Wirklichkeit einen Stoff zur Bearbeitung wählen. Auch da, wo die Fabel der Komödie erfunden ist, wird das Lustspiel treffend, anziehend und lehrreich durch die Beziehung auf solche Begebenheiten und Personen, die der Zuschauer als gleichzeitig, und als Vorfälle und Personen aus der gegenwärtigen Welt erkennen kann. Jedes Volk und jede Zeit haben ihre Sitten, ihre Gebräuche und Meinungen vom Anständigen und Unanständigen; daher kann der Lustspieldichter nur gewinnen, wenn die Haupthandlung, die Personen und die Scene seines Stücks einheimisch sind. Durch zu großes Anschließen an den gesellschaftlichen Geschmack der Zeit entsteht jedoch das zwar feine, aber auch unpoetischere Conversations-Lustspiel, in welchem Alles auf Gewandtheit der Intrigue, Charakterwahrheit und Witz im Einzelnen beruht. — Das Komische des Lustspiels wird entweder durch die Charaktere, oder die Situationen, oder durch beide zugleich erzeugt. Die letztere Gattung des Komischen, welche nämlich durch den Contrast des Charakters

mit der Situation hervorgebracht wird, ist gewiß der wirksamste. Man theilt übrigens das Komische in das hohe und niedere ein: eine Eintheilung, die nicht nach dem Stande der vorgestellten Personen, sondern nach der Beschaffenheit des Stoffs und seiner Behandlungsart zu bestimmen ist. Doch fallen die Grenzen oft zusammen. Wenn das Niedrigkomische, welches aber nicht in das Gemeine und Widerliche fallen darf, in einem Lustspiele herrschend ist, so heißt es eine Posse oder eine Farce. Ein Charakterstück nennt man hingegen ein solches Schauspiel, wo der Dichter hauptsächlich seinen Fleiß auf Darstellung und Entwickelung eines Hauptcharakters verwandte. Schauspiele dieser Art haben überhaupt viel Anziehendes, wenn sie gehörig in der Natur und Wahrheit gegründet sind; nur erfordern sie eine geschickte Anordnung und Verwickelung der Begebenheiten, die hier allemal aus dem Charakter der Hauptperson entspringen, oder wenigstens mit demselben in beständiger Beziehung sein müssen, ohne daß doch diesem die übrigen Personen ganz aufgeopfert werden. Ein Lustspiel darf kein einzelnes Portrait, es soll ein volles, reichhaltiges Gemälde des Lebens sein, und in einzelnen Charakteren nicht bloß ein Individuum, sondern die ganze Gattung darstellen. — Wenn der Dichter die Anhäufung und Verwickelung wichtiger Schwierigkeiten und Vorfälle mehr als die Schilderung der Charaktere der handelnden Personen sein Geschäft sein läßt, so entsteht das Intriguenstück. Die Verwickelung (der Knoten) oder die Intrigue des Lustspiels entspringt aus der Anordnung und Verflechtung der einzelnen Vorfälle und Begebenheiten, woraus die ganze dramatische Handlung besteht, durch die Spannung und Erregung der Ungeduld des Zuschauers in Hinsicht des Ausgangs. Durch Mitwirkung der verschiedenen Situationen und Charaktere und durch die allmälige Hebung der gegen die Haupthandlung erregten Schwierigkeiten, aber nicht auf eine gewaltsame

Weise, muß die Auflösung des Knotens erfolgen. Die Verwickelung sowohl als die Auflösung müssen nicht bloß im Reiche der Möglichkeit liegen, sie müssen auch als ein natürliches und wahrscheinliches Ergebniß aus dem Bau des Ganzen, aus den Charakteren, Begebenheiten und Situationen hervorgehen. Sowie richtige Haltung und Darstellung der Charaktere, Leidenschaften und Begebenheiten wesentliche Erfordernisse eines guten Lustspiels sind, so wird auch die Wahrscheinlichkeit der Haupt- und Nebenhandlungen dann um so mehr erfordert, wenn der Stoff aus dem gewöhnlichen Leben genommen wird. Nur muß diese Wahrscheinlichkeit nicht zum Gemeinen, oder gar zum Ekelhaften hinabsinken, obgleich ein gewisser Grad von Uebertreibung bei Schilderung der Charaktere und Begebenheiten nach Maßgabe des Stoffs stattfinden kann. Die seltener und vereinzelt sich äußernden komischen Charakterzüge können nämlich mehr gehäuft und verstärkt, die Veranlassungen dazu mehr vervielfacht werden, um den Charakter von allen Seiten und nach allen seinen Abstufungen zu zeigen; nur darf die Schilderung, außer in der eigentlichen Posse, nicht in Caricatur oder Uebertreibung jeder einzelnen Charakteräußerung so ausarten, daß die innere Wahrscheinlichkeit durchaus verloren geht. Nicht minder wird vom Lustspiel Einheit, Vollständigkeit und Interesse der Handlung gefordert. Die mit der Haupthandlung verbundenen, oder in dieselbe eingewebten Nebenhandlungen oder Episoden müssen jener beständig untergeordnet bleiben und so wenig ihr Fortschreiten hemmen, als ihren Zusammenhang unterbrechen. Der Dialog des Lustspiels muß den Charakteren, den Verhältnissen und Leidenschaften der redenden Personen, ihrer jedesmaligen Lage und der Sprache des gesellschaftlichen Lebens gemäß, dabei lebhaft, abgerundet und natürlich sein. Bei den Griechen und Römern waren die Lustspiele durchgehends metrisch, die Neuern ahmten diese Form nach, jetzt wendet man

gewöhnlich nur bei kleinern, feinen Lustspielen die metrische Form (des Alexandriners) an. Ertheilt auch der prosaische Dialog der Nachahmung einen höhern Grad von Natürlichkeit, so kommt sie doch dem gemeinen Leben leicht zu nahe. Der Willkür des Dichters ist fast ganz die Wahl des Titels für sein Lustspiel überlassen; wenn nur von dem Inhalte oder Ausgange des Stücks nichts im Voraus verrathen wird. Nicht bloß Belustigung und Unterhaltung der Zuschauer, sondern mittelbar auch ihre Belehrung und sittliche Verbesserung durch lebendige Darstellung menschlicher Güte, Thorheit und Untugend, u. durch Aufdeckung u. Entwickelung der verborgenen Falten des menschlichen Herzens ist Endzweck des Lustspiels. Dieser Endzweck kann aber nicht durch kalte, wenn auch noch so glänzende, Gemein- und Sinnsprüche, nicht durch moralische Betrachtungen, sondern hauptsächlich nur durch das Beispiel der in Handlung und Thätigkeit gesetzten Personen erreicht werden. Uebrigens hängt die Wirkung des Lustspiels bei der theatralischen Vorstellung hauptsächlich von der mimischen Darstellung ab. Hierauf muß der Lustspieldichter Rücksicht nehmen, und durch Andeutung des mit der Unterredung zu verbindenden Spiels dem Leser sowohl als dem Schauspieler zu Hülfe kommen. Der Schauspieler kann aber die Wahrheit und Täuschung des Stücks durch eine leichte, lebhafte und natürliche Darstellung, die durchaus keine Kunst ahnen lassen darf, sehr heben. Den rohen Anfang der Komödie bei den Griechen findet man um 580 v. Chr. bei Thespis's Zeitgenossen Susarion, der auf einem Brettergerüste die Thorheiten und Laster seiner Zeit schildernd durchzog. Die ursprüngliche Form des Lustspiels unterscheidet sich von der gegenwärtigen gar sehr, denn die alte Komödie der Griechen bestand aus dramatisch-epischen Gesängen, die mit Tanz verbunden waren, womit umherziehende Lustigmacher die Leute in den Dörfern unterhielten. Daher entsprang auch

der Name Komödie, der so viel wie Dorfgesang bedeutet. Der Inhalt dieser Gesänge war überaus fröhlich und possenhaft, oft ausschweifend und unanständig; indeß wenig von den damaligen Tragödien unterschieden, welche bei den Festen der Weinlese zu Ehren des Bacchus in begeisterter Lust abgesungen wurden. Nach und nach wurden jedoch die Tragödien ernsthaft und anständig; sie dienten zum Vergnügen der Stadtbewohner; die Komödien hingegen behielten ihren fröhlichen Charakter bei, wurden bisweilen von einer Art dramatischer Vorstellung begleitet, und machten hauptsächlich die Belustigung des attischen Landvolks aus. Selten nur kamen solche Gesellschaften von Komödianten nach Athen, wo sie von der Regierung nur geduldet wurden. Endlich wurde auch eine ordentliche Gesellschaft von Komödianten zu Athen errichtet, und mehrere Veränderungen der Komödie wurden von der Tragödie entlehnt. Eine Hauptperson, ein tanzender und singender Chor, mehrere Schauspieler und eine schickliche Bühne wurden für die Komödie eingeführt; auch suchte man durch Masken die persönliche Satyre, welche in der alten Komödie vorherrschte, zu mildern. (S. Kannegießer, »Ueber die komische Bühne von Athen.«) Epicharmus um 485 v. Chr. führte die Einheit der Handlung ein und bildete seine Stücke nach der Form des Trauerspiels. Seine Komödien wurden in Griechenland, besonders in Athen, mit Beifall aufgenommen, und unter s. Nachfolgern zeichneten sich Phormes, Magnes, Krates, Kratinus, Eupolis, Pherekrates und Aristophanes aus. Indessen blieb persönliche Satyre noch immer der Hauptgegenstand, und sowohl obrigkeitliche als Privatpersonen wurden mit Namen genannt und angeführt. Die alte Komödie der Griechen war durchaus national und mit politischer Tendenz. Vergebens wurde dies durch Volksbeschlüsse und Gesetze verboten. Erst mit dem Ende des peloponnesischen Krieges erhielt die Komödie in Grie-

chenland eine neue Gestalt. Es begann nun die sogenannte mittlere Komödie. Die neuen Oligarchen nahmen, um ihre Macht auch in dieser Rücksicht zu sichern, dem Volke die Freiheit, die Maßregeln der Regierung ferner zum Gegenstande des Spottes zu machen. Es ward durchaus verboten, lebende Personen namentlich auf die Bühne zu bringen, und der Chor, der bis jetzt der Haupturheber der Schmähungen gewesen war, wurde abgeschafft, dagegen kamen mit den allgemeinen Charakterschilderungen auch die Charaktermasken auf und die Bildnisse auf den Larven verschwanden. Selbst Aristophanes mußte sich in seinen letzten Stücken dieser Veränderung unterwerfen; und so trat an die Stelle der vormaligen Zügellosigkeit mehr Anstand und Sitte. Die Gegenstände des Lustspiels wurden indessen immer noch, wie vorher, aus der Fabel und Geschichte entnommen; aber die Schilderungen des Sonderbaren, Thörichten und Lächerlichen enthielten mehr allgemeine als individuelle Züge. Nur selten kam der Chor wieder zum Vorschein, und alsdann wurden, wie früher, Zwischenspiele und Gesang unter die Declamation gemischt. Zu der neuern Komödie der Griechen gehört (300 J. v. Chr.) Menander, der durch die Feinheit seines Witzes, durch seine Laune und die Regelmäßigkeit s. Stücke eine neue Periode des griech. Lustspiels herbeiführte. Von ihm und dem Philemon sind uns nur Bruchstücke übrig geblieben. — Nicht viel glücklicher waren wir in Hinsicht der nachahmenden römischen Lustspieldichter, unter denen Plautus (st. 184. v. Chr.) und Terentius (st. 161 v. Chr.) die einzigen sind, von welchen wir vollständige Werke dieser Art erhalten haben. — Ueber das Theater der neuern Völker s. die besondern Artikel.

Schauspieler, deutsche, die ausgezeichnetern der neuesten Zeit, s. Deutsche Schauspieler und einzelne Art.

Schauspielhaus, s. Theater.

Schauspielkunst ist die Kunst, dramatische Werke durch theatralische Darstellung dem Ohr und dem Auge zu versinnlichen. Diejenigen, welche diese Versinnlichung dadurch bewirken, daß sie sich stellen, die von dem dramatischen Dichter als handelnd gedachten Personen zu sein, heißen **Schauspieler**. Auf Verstellung, auf Täuschung fremder Einbildungskraft vermittelst der Sinne, des Gehörs und des Gesichts beruht sonach die Ausübung dieser Kunst. Daher bezeichnet im Griechischen ein u. dasselbe Wort (ὑποκριτης) den Heuchler und den Schauspieler. Der letztgenannte muß die Person, welche er scheinen will, sich zuvörderst im Geiste vorstellen, und sie sodann durch seine wirkliche Person, soweit es deren Beschaffenheit zuläßt, versinnlichend darstellen. Jene Thätigkeit des Geistes, besonders der Einbildungskraft, heißt die Auffassung der Rolle (der gesammten Eigenschaften der im Drama als handelnd gedachten Person); die letztgenannte Thätigkeit (des Geistes und Leibes zugleich) nennen wir das Spiel. Der höchste Zweck der Auffassung ist, die Vorstellung des Dichters von der darzustellenden Person mit der Phantasie zu erreichen. Das höchste Ziel des Spiels soll sein, durch die Versinnlichung der Auffassung (der eignen Vorstellung von der darzustellenden Person) zu entsprechen. So ist denn die Kunst des Schauspielers in der Theorie nichts Andres, als die Fähigkeit, den Gedanken des Dichters in Bezug auf eine gegebene Person des Drama in seiner Gesammtheit aufzufassen, des Dichters Vorstellung zu einer Vorstellung der eignen Einbildungskraft zu machen, und dieselbe an der eignen Person zu versinnlichen. Weniger die zweite als die erste dieser beiden Fähigkeiten ist es, welche den Schauspieler zum Künstler macht. Viele haben das Geschick, Eigenschaften einer fremden Individualität, die sie beobachteten, an ihrer eignen Person nachzuahmen. Wenigen ist es gegeben, eine dramatische Person in ihrer Ganzheit, also auch in

ihrem Zusammenhange mit dem ganzen Drama, nach der dürftigen Anleitung des todten Buchstabens lebendig in der Einbildungskraft wiederzugeben, und diese dichterische Nachschöpfung an seiner eignen Person täuschend vor fremden Sinnen heraustreten zu lassen. Das Geschäft der Auffassung ist es, welches vom Schauspieler fordert, was die Erfindung und geistige Gestaltung vom Dichter heischt: Streben nach möglichster Ausbildung seiner geistigen Kräfte. Das Geschäft des Spiels (der Darstellung) richtet seinen Anspruch mehr auf Uebung und Ausbildung der physischen Kräfte und Fähigkeiten, damit es der Einbildungskraft um so leichter werde, die physische Person zu Dem, was dargestellt werden soll, und mithin zur Verstellung (ὑποκρισις) zu bestimmen. Studium der Declamation in Verbindung mit Mimik oder Geberdensprache ist das Wesentlichste, weil beide die Grundbestandtheile der Schauspielkunst sind. Wie man seine Fähigkeiten zur Schauspielkunst, besonders zur Darstellung einer gegebenen Rolle, prüfen, und bei Ausübung der Kunst vom Einstudiren an bis zur wirklichen Aufführung in seinem Innern verfahren möge, darüber findet sich eine Abhandlung in Müllner's »Almanach für Privatbühnen« (1817). — So wenig die Schauspielkunst als eine selbstständige angesehen werden kann, da sie nur in Verbindung mit der dramatischen Poesie denkbar ist (denn selbst beim Extemporiren kann diese nicht fehlen), und überdies ihre volle Wirkung nur in Verbindung mit denjenigen Hülfskünsten u. Handwerksfertigkeiten erreichen kann, welche die gesammte Theaterkunst ausmachen (z. B. Decorirkunst, Maschinerie, Costümirung, Gesichtsmalerei u. s. f.), so gewiß ist sie unter allen schönen Künsten die wirksamste; weil eben als Kunstwerk nichts mehr auf den Menschen wirken kann, als der Mensch lebend durch den Menschen dargestellt. Diese Wirksamkeit erklärt den Hang zu ihr, den wir bei allen gebildeten Völkern finden. Ihr Keim liegt

tief in der Natur des menschlichen Geistes und Gemüths. Es ist der Keim aller schönen Künste überhaupt: der Trieb, unabhängig von dem Zwange der Wirklichkeit, von ihrer Nöthigung zu Gedanken und Empfindungen, freithätig zu spielen mit dem Schein. (Man vergl. Schiller, »Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen.«) Der Trieb, anzuschauen und zu empfinden, was wir wollen, nicht was wir müssen, hat alle schöne Künste erfunden, welche Schiller treffend die Künste des Scheins nennt. Der Wunsch, durch den Schein so viel als möglich getäuscht zu werden, muß nothwendig die lyrische und epische Dichtkunst zur dramatischen, und den mündlichen Vortrag der letztgenannten zur Schauspielkunst steigern, so lange die Bildung eines Volks und mit ihr die Ansprüche der Geister und Gemüther auf jenen Genuß des Scheins im Steigen begriffen sind.

Was wir ersehnen, will sich nicht begeben;
Was sich begibt, ist nicht, wonach wir streben.

Darum, mitten unter Dem, was sich begibt, erschafft die Einbildungskraft was wir ersehnen, und das Talent führt es aus im selbstgewählten fügsamen Stoff. Die Theatergeschichte aller Völker wird am Ende auf diesen Quell sich zurückführen lassen. Hiermit ist auch zugleich der Werth des Schauspiels angedeutet. Das Theater soll so wenig eine Schule der Moralität sein, als eine bloß sinnliche Lustbarkeit, welche der Zerstreuung, der Phantasterei, der Genußsucht huldigt; es soll das menschliche Leben in einem geistigen Spiegel darstellen, aus welchem sich der Zuschauer die Lehre selbst abziehen mag. Nur Gebildete können eigentlich mit Nutzen Zuschauer sein, und die Bildung, die aus dem Gedichte durch den Schauspieler spricht, wird sie noch höher heben. Am meisten aber werden sie als Gesammtheit ergriffen werden, wenn Das, was ihre gemeinschaftliche Grundlage ist, das Nationalleben und der Nationalcharakter durch das Schauspiel berührt

und entwickelt wird. Daß das Theater aber nicht immer ist und leistet, was es soll, deshalb ist sein Werth oft in Zweifel gezogen worden. S. Stäudlin's »Geschichte der Vorstellungen von der Sittlichkeit des Schauspiels« (Göttingen 1823) und Wessenberg, »Ueber den sittlichen Einfluß der Schaubühne« (2. Aufl., Konstanz). — Für die Theorie der Schauspielkunst mangelt ein vollständig geschriebenes System. Was Sonnenfels, Lessing, Göthe (in »Wilhelm Meister«), Engel, Einsiedel (»Grundlin. einer Theorie der Schauspielkunst,« Leipzig 1797), v. Seckendorff, Iffland, Schink u. A. über diese Kunst geschrieben haben, hat großen Werth, ohne ein zusammenhängendes, umfassendes Ganzes zu sein. Die Schauspielerstudien von Sievers sind unklar und verworren. Ein systematisches Werk, welches der verst. Koller ankündigte, ist, obgleich größtentheils im Manuscript ausgearbeitet, nicht im Druck erschienen. Die Schriften von Mercier, Dorat, Riccoboni, Hill handeln von der Schauspielkunst, wie sie bei andern Nationen sich gestaltete und auszuüben ist. Bedeutender sind die Beiträge von Tieck und Müllner.

Schawl, der feinste unter allen bis jetzt bekannten wollenen Zeuchen, welcher im Orient verfertigt wird. Die Wolle dazu wird in Tibet von einer daselbst einheimischen Ziegenart gewonnen und heißt dort Touz. Sie ist sanfter und feiner als das beste Biberhaar. In Caschmir (s. Caschemirziege) werden daraus Kopftücher gemacht, welche die Mongolen und Indier das Stück mit 100 Dukaten und darüber bezahlen. Auch zu uns kommen sogen. türkische zu Umschlagetüchern bestimmte Schawls, welche das Stück 1000 und mehr Thlr. kosten. In Europa heißen überhaupt alle große Umschlagetücher der Damen Schawls. Diese werden aus Seide, Wolle und Baumwolle von verschiedenen Farben und Größen verfertigt, am vollkommensten in Frankreich und England; in beiden Ländern seit 1820 auch aus der

Wolle der eingeführten kirgisischen Ziege, die der tibetanischen gleich sein soll.

Schäzler (Johann Lorenz, Freih. v.), königl. bairischer Finanzrath, Banquier in Augsburg, Vorstand des dortigen Handelsstandes, auch Deputirter der zweiten Kammer in der Ständeversammlung, wurde 1762 zu Ansbach geboren und starb 1826. Er besuchte bis 1778 das ansbacher Gymnasium, und erwarb sich besonders unter Leitung des Wechselhauses Benjamin Metzler in Frankfurt a. M. seine Handlungskenntnisse. Zuerst übernahm er 1784 eine Tuch- und Stickereifabrik in Aachen, ließ sich aber 1789 verleiten, mit einem verschuldeten Unternehmer sämmtliche kupfer- und silberhaltige Bleibergwerke zu Trarbach an der Mosel zu übernehmen. Nach neun Monaten hatte er sein sämmtliches geerbtes und erworbenes Vermögen hineingesteckt, und war froh, mit Verlust desselben bis auf 2000 Fl., welche ihm der Miteigenthümer auszahlte, von dieser Unternehmung sich frei zu machen. Im Jahre 1791 kam er nach Augsburg in das Wechselhaus des Baron Liebert, heirathete eine Tochter desselben und gründete mit sehr geringem Vermögen seiner Erben jetziges Handlungshaus. Seitdem begleitete seine Unternehmungen ausgezeichnetes Glück. Wohl gelitten bei Napoleon, gelang es ihm, seiner Vaterstadt die Trübsale der Durchmärsche, Einquartierungen und Lieferungen möglichst zu erleichtern; hernach beförderte er mit dem Banquier Carli die großen bairischen Anleihen, Folge des kostbaren Krieges, und wurde Mitglied der Commission zur Entwerfung des neuen Handelsgesetzbuchs. Wenn der Staat den Patriotismus seiner Bürger in Anspruch nahm, war er stets einer derjenigen, welcher am meisten beitrug. Er stiftete in Augsburg die seinen Namen führende Suppenanstalt, die Lehr- und Industrieschule für arme Knaben und Mädchen, mit Einführung des wechselseitigen Unterrichts, wie sich

solcher in Deutschland paßte, besoldete Aerzte und Wundärzte für dortige Armen, erquickte Letztere durch seinen Tischwein, und verwandte zur Erleichterung von Unglücklichen in den letzten 23 Jahren bis 300,000 Gulden, half außerdem das Versorgungshaus auf der Au in München herstellen und erweitern, trug sehr stark bei zur Erbauung der augsburgischen Kunstschule und zum evangelischen Waisenhause 30,000 Fl. Es gelang ihm, die Weberzunft in Augsburg wieder in Arbeit zu setzen, so daß jetzt solche zu einigem Wohlstand zu gelangen scheint, und eine vorzüglich vortheilhaft für die Einlegenden berechnete Sparkasse in Augsburg zu begründen. Als er am 1. Januar 1825 sein 25jähriges Handlungsjubiläum feierte, nahm er seine beiden Söhne, Benedict Ferdinand und Ludwig Karl, als Handlungsgesellschafter auf. Sein dritter Sohn sitzt als Rath im münchner Appellationsgericht, und seine fünf Töchter sind zum Theil vermählt. — Nach legal geführtem Erweis der directen Abstammung des Freiherrn aus dem schon im 12. Jahrhundert in Ansehen gestandenen uralten Geschlecht der Freiherren von Schäzler zu Hörmansberg, Tyrnau und Watzmansdorf, wurde er mit seinen ehelichen Nachkommen in den Freiherrnstand reassumiret, und dadurch veranlaßt, das ehemalige schäzlsche Stammschloß zu Tyrnau und die Hofmarken Sulzemoos, Boherneck und Rehling zu erwerben. — Ehre sei der Asche eines der redlichsten und einsichtsvollsten Männer, der sein Vermögen und seine Kenntnisse für seine Mitbürger höchst edel nützte.

Schebecke, ein dreimastiges Schiff auf dem mittelländischen Meere, an den Küsten von Spanien, Portugal und der Barbarei. Seine Segel sind denen einer Polacker ähnlich, und es ist mit einem starken Galion und einem hinten weit überhangenden Spiegel oder gar einer offenen Galerie versehen. Unten ist die Schebecke sehr scharf gebaut; ihre Verdecke sind nach oben zu gewölbt, damit das herein

stürzende Seewasser desto leichter ablaufe. Neben jenem Bord sind horizontal liegende Laufbrücken für die Matrosen angebracht. Bei jenem Bord sind horizontal liegende Laufbrücken für die Matrosen angebracht. Bei günstigem Winde führen die Schebecke viereckige Raasegel von großer Breite; bei mäßigem widrigen Winde aber werden dreieckige, oder lateinische, an ihrer Stelle beigesetzt; bei Sturm endlich kleinere von dieser Form an den drei Masten. Von den Algierern werden solche Fahrzeuge zur Seeräuberei ausgerüstet, mit 16—24 Kanonen und mit 300—400 Mann besetzt.

Scheel (Paul), geb. 1773 zu Itzehoe, starb 1811 als dänischer Hofmedicus, gab mit Pfaff und Rudolphi das »Nordische Magazin« heraus und verbreitete dadurch des Auslandes Entdeckungen in naturhistorischen und physikalischen Kenntnissen.

Scheeren (Skären) heißen die Seeklippen auf den Küsten von Schweden und Finnland, vorzüglich vor Stockholm, welche sich 16—17 Meilen weit ins Meer erstrecken, und die Einfahrt in die Häfen unsicher machen. Daher die Scheerenflotte, die zur Deckung des Eingangs in die Scheeren dient, und aus Fahrzeugen besteht, die auch in dem seichten Wasser sicher fortkommen.

Scheerhorn, 10,071 Fuß hoher Berg in der Schweiz.

Scheffler, s. Angelus Silesius.

Scheffner (Johann George), geb. zu Königsberg in Preußen den 8. Aug. 1736. Nach vollendeten Studien trat er 1757 als Secretair in die Dienste des Herzogs Karl von Holstein-Beck, und gewann dessen Vertrauen, doch bewog ihn seine glühende Vaterlandsliebe, dieses angenehme Verhältniß 1760 aufzugeben. Mit ziemlich leerer Börse trat er in die Reihen des preuß. Heers und wohnte als Fähnrich mit Auszeichnung den Feldzügen in Schlesien, Sachsen und Pommern bei. Eine bedeutende Wunde, die Bekanntschaft mit

Shakspeare in Eschenburg's Uebersetzung und eine Zusammenkunft mit Gottsched und Ramler waren die Früchte dieses militairischen Lebensabschnittes. 1765 ward S. bei der königsb. Kammer als Secretair, 1767 zu Gumbinnen als Kriegs- und Steuerrath angestellt. Hier drang er in das Wesen aller Verhältnisse ein und sagte seine Meinung gerade heraus. 1775 nahm er den Abschied. Wol hätte er eine Pension verdient; aber sein Gesuch um dieselbe wurde von Friedrich II. abgeschlagen. Seitdem lebte S. auf dem Lande von seinem kleinen Vermögen; er hörte aber nicht auf, gemeinnützig wirksam zu sein und machte sich besonders um die Verbesserung des Landschulwesens verdient. Briefwechsel, Umgang mit Gelehrten, Staatsmännern und gebildeten Offizieren, literarische Arbeiten, Garten- und Landbau beschäftigten den für Alles empfänglichen, sich gern mittheilenden und bis in sein spätestes Alter noch thätigen Mann. Indem er in der Einsamkeit sein reiches Leben betrachtete, wie der Haushalter das vollendete Tagewerk, entstand seine Selbstbiographie: »Mein Leben, wie ich Johann George Scheffner es selbst beschrieb« (Leipzig 1816, ausgegeben 1823; mit dem Portrait des Verf.). Man könnte Montaigne's Wort vor Scheffner's Leben setzen: »C'est ici un livre de bonne foi, lecteur!« Als Dichter, Schriftsteller, Staatsdiener, Freimaurer und wohlgelaunter Gesellschafter stand S. in ausgebreiteten Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Männern und Frauen, von denen er in seiner Biographie viele nach dem Leben gezeichnet hat. Die verew. Königin von Preußen und ihre Schwester, die jetzige Herzogin von Cumberland, gaben S. Beweise der größten Achtung; der König ehrte sein Verdienst durch Ertheilung des rothen Adlerordens dritter Classe. Die deutsche Gesellschaft seiner Vaterstadt ernannte ihn zu ihrem Director und allen Edlen war der Geburtstag des verehrten Greises stets ein hocherfreuliches Fest. Ehe S. das Ziel der

langen Laufbahn erreichte, welche er als Weiser und als Christ gegangen war, sollte noch ein tiefer Schmerz seine letzten Lebenstage treffen: seine Babet, die ein halbes Jahrhundert als treue und theilnehmende Gefährtin ihm zur Seite stand, ward ihm 1815 durch den Tod entrissen. Ihr folgte S. den 16. Aug. 1820 und rührend sprach sich an seinem Grabe die allgemeine Verehrung aus. Unter seinen zahlreichen Schriften, die zum Theil aus dem Buchhandel verschwunden sind, zeichnen wir aus: »Freundschaftliche Poesien eines Soldaten« (2. A., 1793); »Spätlinge« (1803); »Ein Vierblatt, gewachsen unter Schnee und Eis« (1813).

Schehrsol, türkisches Paschalik in der asiatischen Prov. Kurdistan, ist in 20 Sandschaks getheilt: Surudschek, Erbil, Kuschaf, Scherbasar, Dschengule, Oran, Bak, Berend, Ballaß, Uschti, Kalaai-Gazi, Dschebel-Hamrin, Herarmero, Dschildschuran, Merkava, Abschura, Harirverdin, Jetelutari, Setevu und Dendschin. Die Hauptstadt ist Kerkuk.

Scheidemünze nennt man die kleine Münze, welche im gemeinen Leben zum täglichen Einkauf der geringsten Bedürfnisse nöthig ist. Sie fängt mit einem Heller, Pfennig, Dreiling, Viertelkreuzer an. Die kleinste der größern Münzsorten ist ein Sechstelthaler. Nicht alle Staaten Deutschlands haben kupferne Scheidemünze. Man prägt die Scheidemünzen gemeiniglich leichter als das grobe Courant.

Scheiden heißt in der Chemie die Bestandtheile eines zusammengesetzten Körpers von einander trennen; die Chemie selbst wird von dieser in ihr Gebiet gehörenden Operation **Scheidekunst** genannt. (Vgl. Auflösung.)

Scheidewasser ist Salpetersäure mit mehr (einfaches) oder weniger (doppeltes Scheidewasser) Wasser verdünnt. Es wird durch Schwefelsäure mittelst der Destillation in vorgeschlagenes Wasser aus

dem Salpeter erhalten. Je reiner dieser ist, desto besser wird das Scheidewasser. Im reinen Zustande muß es Silber oder Blei ohne weißen Rückstand klar auflösen. Es dient als das vorzüglichste Auflösungsmittel der mehrsten Metalle, und färbt Haut und Seide dauerhaft gelb. Königswasser oder Goldscheidewasser, das Auflösungsmittel des Goldes und des Platins, wird aus Scheidewasser und $\frac{1}{3}$ Salzsäure bereitet, auch dient statt letzterer Kochsalz oder Salmiak. s. Simon's »Kunst, Scheidewasser zu brennen« (Dresden 1771).

Scheidung, s. Ehe und Ehescheidung.

Scheikh, Schech (arab.), eigentl. Aeltester; dann bei den arab. Horden oder Stämmen ein Unterbefehlshaber; ingleichen der Vorsteher eines muhamedanischen Klosters. Scheik von Mekka ist der Fürst von Mekka, der sich für den echten Nachkommen Muhameds ausgibt und den Caravanen Geschenke abfordert.

Schein, in psychologischer Hinsicht, ist das Verhältniß der Gegenstände zu unserm Vorstellen, oder Dasjenige an der Erscheinung, wodurch wir zum Irrthum verleitet werden. Jeder Irrthum gründet sich auf einen Schein, ist aber nicht selbst und an sich Irrthum. Ein Schein aber findet statt, wenn die Erscheinungen so beschaffen sind, daß einerlei Gegenstände verschiedene, oder verschiedene Gegenstände einerlei Vorstellungen erwecken, sodaß dadurch der Urtheilende leicht verleitet wird, jene für verschieden, diese für einerlei (in Hinsicht auf Natur, Eigenschaft, Ursache, Wirkung) zu halten. Wer nur nach dem Scheine urtheilt, irrt, und hält einen Gegenstand für Etwas, was er nicht ist (z. B. eine Bildsäule für eine lebendige Person), oder für das nicht, was er doch ist. Insofern aber der Schein immer auf einem subjectiven Grunde beruht, ist er gleichsam der Schatten der Wahrheit, das auf der Oberfläche nachgeahmte Sein; und je schwerer de Schein zu entdecken ist, desto größer ist auch die Scheinbarkeit,

und desto verzeihlicher der Irrthum; je geringer der Schein, desto größer die Ungereimtheit des Irrenden. Um den Schein zu widerlegen, muß man die Ursachen desselben kennen und ihn aufdecken. Da der Schein ein subjectives Verhältniß ist, so liegen auch die Gründe desselben zunächst in unserer auffassenden und erkennenden Thätigkeit, sowie in dem ganzen Verhältnisse unserer geistigen Kräfte. Denn die Wahrnehmungsfähigkeit äußerer oder innerer Erscheinung (innerer und äußerer Sinn) hat ihren bestimmten Wahrnehmungskreis und Wahrnehmungspunkt, und was den äußern Sinn insbesondere betrifft, so verursacht z. B. die besondere, zum Theil auch krankhafte, Beschaffenheit unserer Sinnesorgane auf mannichfache Weise Schein. Hiernach gibt es einen optischen, akustischen 2c. Schein. Wer also das subjective Verhalten unserer Sinnesorgane, z. B. des Gesichts (hier ist im eigentlichen Sinne von Schein die Rede), zu den Gegenständen für eine wirkliche Beschaffenheit der letztern nimmt, der irrt, durch Sinnenschein verleitet. Aber dabei wirkt größtentheils die Einbildungskraft mit, welche die mangelhafte Sinnenempfindung ausfüllt, das Gegebene vergrößert und bei der Vergleichung der Gegenstände Einbildungen unterschiebt, die der Urtheilende leicht für Sinneswahrnehmungen hält. Ferner entsteht auch der Schein unmittelbar aus der Einbildungskraft (Schein der Einbildungskraft), wenn die Bilder derselben zu stark werden, sodaß sie an Lebhaftigkeit den Sinnesanschauungen sich annähern, oder willkürliche Ideenverbindungen statt Urtheile sich eindrängen. Das Gedächtniß und die Erinnerungskraft erzeugt den Schein, indem wir Manches vergessen, was wir dann als nicht vorhanden betrachten. Der Verstand fördert den Schein durch Mangel an Selbstthätigkeit, Mangel an Aufmerksamkeit auf die Denkgesetze (daher der logische oder dialektische Schein, der in der Nachahmung der Denkformen besteht), Mangel an Kenntnissen; so auch

Verwechselung gewohnter Zeichen mit den Sachen, und endlich die Herrschaft der Gefühle und Neigungen über uns. So wirken überhaupt Schwäche und Krankheit des Erkenntnißvermögens und die verschiedenen Lagen und individuellen Verhältnisse der Menschen. Der Vernunftschein im Gegensatz des empirischen, der durch die Erfahrung erkennbar ist, beruht auf der Neigung des Menschen, gewisse Vorstellungen des Uebersinnlichen für Erfahrungsgegenstände zu halten oder die Gesetze der Wirklichkeit auf das Ideale auszudehnen. Der Schein verschwindet entweder, sobald er aufgedeckt wird, dann nennen wir ihn Blendwerk, bei den Sinnesgegenständen Betrug der Sinne oder richtiger Sinnentrug — denn der Betrug deutet mehr auf böse Absicht —, oder er bleibt, und wir überlassen uns ihm gern, dann wird er Illusion genannt, vorzüglich wenn wir uns ihm gern und absichtlich hingeben. Einen solchen bewirkt die Kunst. — In physischer Bedeutung heißt Schein die Empfindung einer Lichtmasse und diese Lichtmasse selbst in ihrer Beziehung auf das Sehen.

Scheinagel (holl.), ein hölzerner Nagel, den man in ein Loch schlägt, das in ein eben vom Stapel ablaufendes Schiff geschlagen wird, um das darin sich gesammelte Wasser abzulassen.

Scheintod ist der Zustand eines Menschen, da alle Aeußerungen des Lebens, welche von andern Menschen bemerkt werden können, fehlen, und doch im Innersten des Körpers noch Leben vorhanden ist. In einem solchen Zustande kann also der Mensch völlig todt scheinen und doch noch leben. Die äußern Bewegungen, wodurch sich das Leben offenbart, die Muskelbewegungen, der Gebrauch der Sinne, die Gegenwirkung durch Sprache und willkürliche Bewegung, das Athmen, die Wärme des Körpers, die Röthe der Haut, das Schlagen des Herzens und der Arterien: alle diese Erscheinungen können fehlen; sind aber die innern Bedingungen des Lebens, unverletzte

Organisation der zum Leben nothwendigen Theile des Körpers und gehörige Beschaffenheit der Flüssigkeiten desselben, noch nicht so weit angegriffen, daß sie des Lebens ganz unfähig sind, so ist wenigstens die Möglichkeit vorhanden, daß auch in die Theile, welche schon leblos erscheinen, das Leben wieder zurückkehren könne. So sehen wir an einzelnen Gliedern, z. B. den Fingern, der Hand, den Füßen, den Ohren, daß sie von Kälte gleichsam abgestorben erscheinen, daß sie gefühllos, erstarrt, ohne Wärme und ohne Bewegung sind, und doch, wenn ihre innere Organisation noch nicht zerstört ist, durch die gehörigen Mittel wieder das volle Leben in ihnen zurückgerufen werden kann. Wir sehen ferner an der Ohnmacht, daß der Mensch einige Zeit ohne alle Aeußerungen des Lebens daliegen kann, obgleich Niemand glaubt, daß kein Leben mehr in ihm sei, da dieser Zustand gemeiniglich nicht lange dauert, sondern alle Lebensäußerungen in kurzer Zeit sich von selbst wieder einstellen. Indessen kann auch der Zustand einer tiefen Ohnmacht so lange anhalten, daß der Mensch wirklich todt zu sein scheint, und doch kann ebenso gut Leben noch in ihm verborgen sein, als bei einer kürzer vorübergehenden Ohnmacht. Ein Mensch, welcher in Asphyxie liegt, hat sogleich vom Anfang an ganz den Anschein eines Leblosen, allein obgleich Viele in diesem Zustande wirklich gestorben sind, so wurden doch auch Manche gerettet und wieder in das Leben zurückgerufen. Gleiche Beispiele des Scheintodes liefern uns die Erfrorenen, von denen, bei gehöriger Behandlung, mancher wieder zum Leben kommt. Daß aber nicht allein äußere Einflüsse, sondern auch innere Vorgänge, welche die Verrichtungen des Lebens einige Zeit hemmen, einen todähnlichen Zustand hervorbringen können, davon haben wir gleichfalls mehre Beispiele. Hysterische Frauenzimmer verfallen nach heftigen Krämpfen und Verzuckungen nicht selten in Ohnmachten, aus denen sie sehr schwer und erst nach langer Zeit wieder erwa-

chen. Auch Katalepsie, Starrsucht, Starrkrampf, nimmt oft den Grad von Heftigkeit und Hartnäckigkeit an, daß solche Kranke von Unkundigen für todt gehalten werden können. Manche Personen, welche scheintodt sind, haben dabei ihr volles Bewußtsein, manche gar nicht. Unter denjenigen, welche sich bewußt sind, haben auch manche noch eine Wahrnehmung von der Außenwelt durch das Gehör, welches unter allen Sinnen einzig und allein empfänglich bleibt. Wenn aber auch nicht alle Scheintodte das Bewußtsein und das Gehör behalten, so bleibt doch bei allen die Möglichkeit, aus diesem Zustande wieder in das Leben mit Bewußtsein zurückzukommen, und selbst im Grabe kann dies noch geschehen, da zumal das bei uns übliche Begraben der Leichen in Särgen es begünstigt. Die Wahrscheinlichkeit des Scheintodes ist nicht bei allen Todesarten in gleichem Grade vorhanden. Es wäre Uebertreibung, bei einem an unheilbarer Verletzung eines zum Leben nothwendigen Theils Gestorbenen an Scheintod zu denken. Ebenso wenig ist er bei Verstorbenen, welche an langwierigen Krankheiten, mit Zerstörung innerer Eingeweide verbunden, an Lungensucht, an Leberveretterung u. dgl. m. litten, zu erwarten. Dagegen wächst die Wahrscheinlichkeit, wenn die Person mit übrigens gesunden oder doch durch langwieriges Leiden nicht zerstörten Eingeweiden, an bloßer Erschöpfung der Lebenskraft oder Blutverlust gestorben ist, und diese Wahrscheinlichkeit muß um so eher als Gewißheit geachtet werden, je schneller jene Ursache des scheinbaren Todes auf sonst gesunde oder doch mit unverletzten Eingeweiden begabte Personen gewirkt haben, und noch mehr, wenn mehrere dergleichen Ursachen sich vereinten. Am meisten hat man deswegen Ursache, bei Wöchnerinnen auf der Hut zu sein, zumal wenn sie mit Krämpfen oder an Blutflüssen starben; überhaupt sind Frauen mehr zum Scheintode geneigt als Männer. Auch anhaltender Kummer, verbunden mit nervenerschütternden Auftritten,

kann Schwäche und Ohnmacht erzeugen, welche letztere so tief, so hartnäckig und anhaltend werden kann, daß sie zum Scheintode wird. Auch bei neugeborenen Kindern ereignet es sich nicht gar selten, daß sie scheintodt geboren werden. Personen, von welchen man vermuthet, daß sie nur scheintodt sind, dürfen durchaus nicht von einem bequemen und zweckmäßigen Lager weggebracht werden, bis man alle mögliche Versuche zu ihrer Wiederbelebung gemacht hat. Aber selbst alsdann, wenn diese vergeblich angewendet worden sind, darf man sie nicht in das Grab legen, bis ein Sachverständiger von der Unmöglichkeit, daß noch Leben in ihnen verborgen sein könne, Gewißheit gegeben hat. Die Behandlung selbst muß sanft, gradweise und kräftig, aber nicht stürmisch und verwirrt unter einander geschehen, damit durch ein tumultuarisches Verfahren der schwach und verborgen glimmende Lebensfunke nicht vollends erlösche. (s. Beerdigung.)

Scheinwechsel, Kellerwechsel, s. Wechsel.

Scheitelkreis, s. Verticalkreis.

Scheitelpunkt, s. Zenith.

Schelde (franz. Escaut), ein Fluß, welcher in dem franz. Depart. Aisne auf dem Berge St. Martin, aus einem kleinen See bei dem Flecken Beaurevoir entspringt, bei Condé schiffbar wird und bei St. Antring in das Königreich der Niederlande tritt. Bei Gent erhält die Schelde eine beträchtliche Erweiterung, theils durch 2 große Canäle, welche die Verbindung zwischen Brügge, Gent und Sas unterhalten, theils durch die schiffbare Lys. Bei Dendermonde wird sie durch die Dender verstärkt und bei Aupelmonde durch die Aupel, welche aus der Vereinigung der Dyle und großen und kleinen Nethe entsteht. Bei Antwerpen wird sie zu einem sehr beträchtlichen Strome. Die Flut des Meeres dringt nämlich bis über die Stadt hinauf, verschafft bei derselben der Schelde eine Breite von 1600 Fuß und stei-

gert ihre Tiefe von 30 auf 45 Fuß. Da diese Breite und Tiefe noch weiter gegen das Meer hin zunimmt, so wird Antwerpen dadurch zu einem geräumigen und sichern Seehafen. 4 Meilen nördlich von dieser Stadt theilt sich der Fluß in die Ost- und Westschelde. Die letztere ist der Hauptfluß, hat den Namen Hont, fließt zwischen Nordflandern und den seeländischen Inseln und verliert sich bei Vlissingen in die See. Die erstere windet sich durch die seeländischen Inseln gleichfalls in das deutsche Meer. Beide Arme haben noch innerhalb des festen Landes Verbindung mit den Ausflüssen der Maas und des Rheins. Die vornehmsten an der Schelde gelegenen Städte sind: Cambray, Valenciennes, Condé, Tournay oder Doornik, Oudenarde, Gent, Dendermonde, Antwerpen und Vliessingen. Berühmt wurde die Schelde durch die 1784 und 1785 entstandenen Streitigkeiten, indem Oestreich die Aufhebung der seit dem westfälischen Frieden zu Gunsten des holländ. Handels bestandenen Sperrung der Schelde und durchaus freie Schifffahrt auf derselben von den Generalstaaten der Republik Holland verlangte. Da die Republik in diese Foderung nicht willigen wollte und Oestreich dessenungeachtet 2 Brigantinen von Antwerpen aus abschickte, um auf der Schelde in die See zu fahren, so wurden beide Schiffe von den Holländern durch Kanonenschüsse an der Fortsetzung ihrer Fahrt verhindert. Oestreich sah dies als eine Kriegserklärung an und ließ Truppen zusammenziehen. Durch die Vermittelung des Königs von Frankreich wurden jedoch die Streitigkeiten beigelegt. Gegen einige kleine Abtretungen und Bezahlung einiger Geldsummen erhielten die Generalstaaten von Oestreich, daß es sich die fernere Verschließung der Schelde gefallen ließ.

Scheller (Immanuel Johann Gerhard), Rector und Bibliothekar am Gymnasio zu Brieg in Schlesien, geb. 1735 zu Ihlow, einem Dorfe im sächsischen Kurkreise, wo sein Vater Prediger war,

legte den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung auf der Schule zu Apolda; dann kam er auf das Lyceum zu Eisenberg im Altenburgischen und späterhin auf die leipziger Thomasschule, wo er den gründlichen Unterricht J. A. Ernesti's und Fischer's in der griech. und lat. Sprache genoß. Hierauf bezog er die Universität zu Leipzig, wo er sich dem theologischen und hauptsächlich philol. Studium mit großem Eifer widmete. 1761 erhielt er den Ruf als Rector nach Lübben in der Niederlausitz und 1772 das Rectorat am Gymnasium zu Brieg, das er 31 Jahre bis an s. Tod verwaltete. Er starb daselbst 1803 in s. 69. Lebensjahre. Die Verdienste, welche sich S. um ein gründliches Studium der lat. Sprache erworben hat, sind allgemein bekannt. Als Lehrer wußte er sich die Liebe und Achtung seiner Schüler zu erwerben; doch hatte sein Ton einigen Anstrich von Pedantismus. Für die Gesellschaft war er nicht gebildet; seine Sitten verriethen eine große Unbefangenheit über Alles, was der gesellschaftliche Umgang auch dem Gelehrten und Schulmann auferlegt. Seine Wörterbücher, Sprachlehren und Anweisungen zum lat. Styl machten s. Namen auch im Auslande berühmt. Der Werth seines »Lat.-deutschen und deutsch-lat. Wörterbuchs«, 7 Bde., und s. »Handwörterbuchs«, 3 Bde., ist allgemein anerkannt. Letzteres, dessen neueste Ausg. Lünemann besorgt hat, ist zum Schulgebrauch von allen, die wir besitzen, bei weitem das empfehlungswertheste. Seine übrigen zahlreichen Schriften hat Meusel im »Gelehrten Deutschland« der Zeitfolge nach verzeichnet.

Schellfisch ist der Kabliau (gadus morhua), ein Raubfisch im salzigen Wasser, wie der Hecht im süßen. Den größten Fang an Schellfischen hat Neufoundland, von weißer oder grüner Farbe, den trockenen oder dürren findet man mehr um Cap Breton; er ist bequemer zu trocknen. Der um Schottland oder Norwegen gefan-

gene, heißt Laberdan. Er wird gerissen und an der Luft getrocknet; heißt auch Klippfisch oder Stockfisch, wegen seiner Härte. Dieser ist auf dem Rücken schwarzgrau, an den Seiten und am Bauch silberfarbig. Stockfisch darf nicht sieden, muß aber desto länger am Feuer stehen. An den Küsten der deutschen Nordsee wird dieser Fisch sehr viel gefangen, stirbt aber gleich, so wie er sein Element verläßt, und bekommt früh einen widrigen Geruch.

Schellhammer, bei den Maurern, ein großer, unten scharfer Hammer, große Steine damit zu zerschlagen, wenn sie mit ungeraden Steinen mauern.

Schellharz, Tannenharz.

Schelling (Friedrich Wilhelm Joseph v.), geh. Hofrath, Mitglied und Secret. der philolog.-philosoph. Classe der k. Akad. der Wissenschaften zu München. Von dieses berühmten Philosophen äußerm Leben ist uns nichts weiter bekannt, als daß er 1775 zu Leonberg im Würtembergischen geb. ist, in Leipzig und Jena studirt hat, Fichte's Schüler gewesen und diesem als Lehrer der Philosophie in Jena mit großem Beifalle nachgefolgt ist. Vor mehreren Jahren erhielt er die Stelle eines Secretairs der k. Akademie der bildenden Künste in München und wurde von dem König von Baiern geadelt. Im Winter 1820 nahm er seiner Gesundheit wegen Urlaub und hielt seitdem in Erlangen philosophische Vorlesungen. 1823 wurde er auf s. Ansuchen seiner Stelle bei der Akad. der Künste entlassen, 1827 aber an die neuerrichtete Universität München berufen. Wichtiger als Notizen dieser Art ist die eigenthümliche philosophische Ansicht, welche sich aus dem tiefsinnigen Geiste dieses genialen Mannes entwickelt hat. Die Einseitigkeit des Fichte'schen Idealismus, welcher das Objective aus dem Subjectiven (dem Ich) herleitete, veranlaßte ihn, nachdem er die Kant'sche Kritik und Wissenschaftslehre mit philosophischem Ernst

bearbeitet hatte (s. erste Schrift ist »Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt«, Tüb. 1795), derselben eine Naturphilosophie entgegenzustellen, in welcher er »das Ideelle aus dem Reellen zu erklären« versuchte. Hierher gehören s. »Ideen zu einer Philosophie der Natur« (Tüb. 1795, später in der 3. Aufl.); »Von der Weltseele, eine Hypothese der höhern Physik zur Erläuterung des allgemeinen Organismus« (Hamb. 1798); »Erster Entwurf der Naturphilosophie« (Jena 1799). Dieser setzte er seinen transscendentalen Idealismus zur Seite, welcher die Aufgabe haben sollte, »das Reelle dem Ideellen unterzuordnen«. (Hierher gehört s. »System des transscendentalen Idealismus«, Tüb. 1800.) Beide Wissenschaften aber sind ihm eine nur durch die entgegengesetzten Richtungen ihrer Aufgaben sich unterscheidende Wissenschaft, und beiden kommt im Systeme des Wissens gleiche Nothwendigkeit zu. Es leuchtet daraus ein, daß es falsch ist, S.'s ganze Philosophie Naturphilosophie zu nennen; und es ist dies nur daraus zu erklären, daß S. diese Seite seines Systems zuerst bearbeitet und am meisten ausgebildet hat. Ihren höhern Vereinigungspunkt sollten beide dadurch finden, daß das Ideale und Reale als in der Idee des Absoluten eins (identisch) sei; daher die Schelling'sche Philosophie mit größerm Recht den Namen Identitätssystem oder Philosophie des Absoluten empfing, indem sie von dieser Idee ausgeht. »Schwer ist es«, sagt selbst einer der vorzüglichsten Schüler und Kenner dieser Philosophie (in den »Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Deutschland überhaupt und über die Schelling'sche Philosophie insbesondere«, Nürnb. 1813), »von der Philosophie S.'s einen erschöpfenden Begriff aufzustellen, denn sie ist noch kein völlig entwickeltes und zur äußern systematischen Einheit verbundenes Ganzes, und die über dieselbe herrschenden Meinungen durchkreuzen sich so sehr, daß man es vielen

Menschen nicht verdenken kann, wenn sie dieselbe mißverstehen und unrichtig deuten«. — Wir versuchen daher im Folgenden nur den Begriff der Philosophie, welchen S. aufstellt, und die Hauptlehren s. philosophischen Ansicht herauszuheben, indem wir uns so viel als möglich s. eignen Worte bedienen. »Die erste Idee der Philosophie, wenn diese mehr als ein bedingtes Wissen enthalten soll, beruht auf der stillschweigenden Voraussetzung einer möglichen Indifferenz des absoluten Wissens mit dem Absoluten selbst, mithin darauf, daß das absolut Ideale auch das absolut Reale sei. Das absolut Ideale ist das absolute Wissen, und dieses ist ein solches, worin das Subjective und Objective nicht als Entgegengesetzte vereinigt, sondern worin das ganze Subjective auch das ganze Objective und umgekehrt ist. Das Absolute ist reine Identität, sich selbst Stoff und Form, Subject und Object, das gleiche Wesen des Subjectiven und Objectiven, ein Produciren, in welchem es auf ewige Weise sich selbst in seiner Ganzheit als Idee, als lautere Identität, zum Realen, zur Form wird, und hinwiederum auf gleiche Weise sich selbst als Form (insofern als Object) in das Wesen oder das Subject auflöst«, oder mit andern Worten, »ein Produciren, in welchem es seine Subjectivität und Unendlichkeit ganz in die Objectivität und Endlichkeit bis zur wesentlichen Einheit der letztern mit den erstern gebiert und sich selbst in seine Objectivität oder Form wieder ungetheilt in das Wesen verwandelt (dieses die Subjectobjectivirung). Im Allgemeinen selbst sind diese beiden Einheiten (Form und Wesen) nicht verschieden; es ist in seiner Absolutheit und dem ewigen Handeln oder Produciren schlechthin Eins und dennoch in dieser Einheit unmittelbar eine Allheit der drei Einheiten, nämlich derjenigen, in welcher das Wesen absolut in die Form, derjenigen, in welcher die Form absolut in das Wesen gestellt wird, und derjenigen, worin diese beiden wieder eine Absolutheit sind (Triplicität in der Iden=

tität). Diese Einheiten sind zugleich die Ideen oder Dinge an sich. Die erste ist die Natur, die andre die ideale Welt, und die dritte wird als solche da unterschieden, wo in jenen beiden die besondere Einheit einer jeden, indem sie für sich absolut wird, sich zugleich in die andre auflöst und verwandelt. Weil aber Natur und ideelle Welt jede einen Punkt der Absolutheit haben, wo die beiden entgegengesetzten zusammenfließen: so muß auch jede in sich wieder die drei Einheiten unterscheidbar enthalten, die in dieser Unterscheidbarkeit und Unterordnung unter eine Einheit Potenzen genannt werden, sodaß dieser allgemeine Typus der Erscheinung sich nothwendig auch im Besondern und als derselbe in der realen und idealen Welt wiederholt. Die Philosophie ist Wissenschaft des Absoluten; aber sowie das Absolute in seinem ewigen Handeln nothwendig zwei Seiten, eine reale und eine ideale, als Eins begreift, so hat die Philosophie, von Seiten der Form angesehen, sich ebenfalls in zwei Seiten zu theilen, obgleich ihr Wesen eben darin besteht, beide Seiten als Eins in dem absoluten Erkenntnißact zu sehen — und so ist alle Philosophie Idealismus, aber absoluter Idealismus, welcher den relativen Idealismus wie den Realismus unter sich begreift«. — Dies S.'s Begriff von der Philosophie (vgl. »Einleitung zu den Ideen zu einer Philosophie der Natur«, n. A.; auch entwickelt in s. »Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums«, Tüb. 1803, 2. Aufl. 1814) und die damit verbundenen philosophischen Grundbegriffe. — Der Verf. dieses Artikels will dieser Ansicht eine andre, vielleicht deutlichere Darstellung dieses Begriffs der Philosophie und ihrer Hauptlehren beifügen.

(Beschluß d. A. im nächsten Bdchn.)

Ende des dreiundfunfzigsten Bändchens.